







VERSTREUTE BLÄTTER

VON

M. A. BECKER.



WIEN, 1880.

VERLAG VON CARL KONEGEN.





INHALT.



SOCIALES.





Ueber allgemeine Bildung.*)

(1870.)

Die schwankende Bedeutung des Ausdrucks „allgemeine Bildung", den ich zum Schlagwort für meine Betrachtung gewält habe, erfordert zunächst ein genaues Präcisieren des Begriffes, selbst für den Fall, als meine Ansicht auf allgemeine Gültigkeit nicht Anspruch machen dürfte. Denn nur aus meiner Auffassung lassen sich die Folgerungen ziehen, die ich im Verlauf meines Themas ziehen will, und nur mit Bezug auf jene Ansicht, die ich mir gebildet habe, kann jenen Voraussetzungen, die ich bezeichnen werde, eine Berechtigung eingeräumt werden.

Man versteht unter allgemeiner Bildung einmal die niedere oder Elementarbildung und stellt ihr die höhere Bildung entgegen; ein anderesmal eine umfassende, aber nur die Oberfläche

*) Vortrag im Wiener militär-wissenschaftlichen Verein.

der Disciplinen abschöpfende Bildung und stellt ihr die sich vertiefende Fachbildung entgegen.

Von einer dritten Erklärung des Begriffs, die etwa das Wort „allgemein" auf alle Disciplinen oder wenigstens auf viele bezöge, kann ich bei der Kürze des Erdenlebens füglich absehen, gegenüber der Masse des Wissens und bei der verbrieften Wahrheit des Satzes, dass kein Mensch im Leben auslernt.

Nun liegen allerdings in beiden angeführten Erklärungen Elemente für die Auffassung dessen, was ich unter allgemeiner Bildung verstehe und Ihnen näher legen möchte; aber diese Elemente genügen nicht zur klaren Bezeichnung des Begriffes.

Auch mir steht die höhere Bildung, insoferne sie die Disciplinen vom höheren Standpunkte fasst und folglich einen gröfseren geistigen Gesichtskreis bedingt, der allgemeinen Bildung entgegen; aber die Elementarkenntnisse genügen mir für dieselbe nur insofern, als sie fest genug begründet und mit zulänglichem Interesse angelegt sind, um den Antrieb zur Fortbildung nach jeder Seite hin lebendig zu erhalten.

Auch ich stelle die Fachbildung, insofern die Vertiefung des Geistes sich einem besonderen Fache zuwendet, der allgemeinen Bildung entgegen. Allein damit will ich dieser weder zumuten, dass sie sich auf viele Fächer ausdehne, noch sie unter allen Umständen darauf beschränkt wissen, dass sie blos von der Oberfläche der Disciplinen schöpfe.

Die Elementarbildung aber, insofern man sie allgemeine Bildung nennt, muss schon darum aufser dem Bereiche meiner Betrachtung bleiben, weil sie eine Bildung ist, die in der Regel niemand sich selbst gibt, sondern die einem jeden, in der besten Absicht, octroyiert wird, in einem Alter und bei einem Zustande der Geistesentwicklung, wo das Bestimmtwerden durch andere noch seine volle Berechtigung hat.

Und der Gegensatz zwischen Fachbildung, d. h. Vertiefung in ein besonderes Fach des Wissens und allgemeiner Bildung, wie ich sie meine, lässt sich, wiewol er besteht, nach den heutigen Forderungen der Bildung so wenig hervorheben, dass ein Gelehrter und Fachmann, je mehr allgemeine Bildung er neben dem Fachwissen besitzt, desto mehr Anwert in der Gesellschaft findet, und je weniger er davon besitzt, desto leichter dem Rufe eines Sonderlings verfällt.

Die Gesellschaft ist ein mächtiger Factor in den Verhältnissen, die den Menschen zur Bildung drängen, und regelt auch seine Bildung mehr, als wir nach oberflächlicher Warnehmung glauben wollen.

Ist die Elementarbildung durch die Notwendigkeit bedingt, für die Cultur des Geistes das unentbehrliche Rüstzeug zu erlangen, und ein Product dieser Notwendigkeit, und ist die Fachbildung von der freien Selbstbestimmung bedingt, die sich mit vorwiegender Neigung nach einer gewissen Seite hinwendet und ein Product

dieser Selbstbestimmung, so wird man wol auch eine Bildung annehmen können, bei welcher die Gesellschaft, der gesellige Kreis, in welchem sich jemand bewegt oder für den er sich eignen will, das bewegende Princip bildet, so dass diese Bildung um der Gesellschaft willen gesucht wird und umgekehrt wieder die Gesellschaft auf die Mittel zur Bildung einen mafsgebenden Einfluss übt.

Je weiter Sie, meine geehrten Herren, diesen Gedanken verfolgen, desto mehr werden Sie überzeugt werden, dass es eine solche Bildung gibt, eine Art Bildung, die gleich verschieden von der Elementar- wie von der Fachbildung, doch in nächster Beziehung zu beiden, das gesellige Leben zu ihrem Angriffspunkt nimmt, in diesem sich bewegt, für dieses sich regelt, aus diesem ihre Anschauungen der verschiedensten Art holt und sie, zum Wissen und Können verarbeitet, wieder in dasselbe hineinträgt.

Und da jeder gesellige Kreis eine Welt im Kleinen darstellt und der Anschluss an die Gesellschaft ein allgemeines Postulat für den Menschen ist, so geht der Sprachgebrauch nach meiner Ansicht nicht fehl, wenn er die Bildung für das gesellige Leben, selbst wo sie nicht umfassend wäre, die allgemeine oder Weltbildung nennt.

Von dieser wird im Folgenden die Rede sein. Die Gelegenheit, ihrer Beziehung zur Elementarbildung wie zur Fachbildung gerecht zu werden, wird sich im Verlaufe leicht ergeben.

Vor allem lassen Sie uns die allgemeine Bildung nach zwei Seiten näher bezeichnen, einmal als eine Bildung, die allerdings den ganzen Menschen in Anspruch nimmt, seine Leibes- und Geisteskräfte im allgemeinen entwickelt bis zu dem Punkt, wo sie ihn befähigen, in der socialen Stellung, die ihm angewiesen ist, auf seinem Platze zu stehen; nach der anderen Seite als jenes Mafs von Kenntnissen und Fertigkeiten, welches dem Bedürfnisse der socialen Bethätigung entspricht, je nach dem Kreise, in welchem der Mensch sich bewegt.

Nach beiden Seiten hin wird sie mit wenig Ausnahmen eine unbestimmte Reihe von Disciplinen in sich fassen, mehr oder weniger, je nachdem der sociale Kreis, worin der Mensch sich bewegt, ein weiterer oder engerer, sein geistiger Horizont ein gröfserer oder kleinerer, sein Antrieb zur geselligen Bethätigung ein mehr oder minder lebhafter ist. Aber es wird in allen Disciplinen, je mehr Tact sich der Gebildete aneignet, um so genauer die Grenze eingehalten werden, die den allgemein Gebildeten von dem Fachmanne trennt.

Die allgemeine Bildung hat es nur mit dem Positiven, Feststehenden in der Wissenschaft und nicht einmal mit diesem im vollen Mafse zu thun; die Folgerung hingegen aus dem Positiven und die Vertiefung in das Hypothetische der Erscheinungen ist ausschliefslich das Gebiet des Fachmanns, das von dem Manne mit allgemeiner Bildung nicht leicht betreten, noch weniger verletzt werden darf, ohne die Gefahr, lächerlich zu werden.

Ein Beispiel wird das klarer machen.

Offenbar gehört, was die Gelehrten Astronomie nennen, als die Lehre von den kosmischen Erscheinungen, die, zum Theile ungesucht, Gegenstand der geselligen Unterhaltung werden, mit in den Bereich der allgemeinen Bildung und die Kenntnis des Verhältnisses der Sonne zu unseren Jahreszeiten, zum Länger- und Kürzerwerden der Tage, die Phasen des Mondes, eine oberflächliche Schätzung der Gröfse, Entfernung und Bewegung der vorzüglichsten Himmelskörper wird demjenigen kaum erlassen werden können, der heutzutage in der sogenannten feineren Gesellschaft Anspruch auf Bildung macht. Dagegen kann es ihm wieder niemand verargen, wenn er bei ganz besonderen kosmischen Erscheinungen, deren Erklärung theilweise noch unter dem Hammer der Wissenschaft liegt, z. B. bei Kometen, bei dem periodischen Falle der Sternschnuppen, beim Nordlicht u. s. w., sich an der Betrachtung und Beobachtung des Verlaufs und an der Bewunderung der Erscheinung genügen lässt, aber die Erklärung derselben dem Fachmanne oder der Belehrung aus Fachschriften anheimstellt. Zur Vertiefung ins einzelne kommt der Antrieb ungerufen, wenn die allgemeine Bildung überhaupt einen festen Boden hat.

Es wird demnach zunächst der Boden zu untersuchen sein, in welchem sich die allgemeine Bildung, wie ich sie auffasse, entwickeln mag, damit wir zu ihren Forderungen eine berechtigte Grundlage finden, und das führt uns auf die Betrachtung der Verhältnisse der Intelligenz von

ehedem und heute, oder, was dasselbe ist, auf die Stellung, welche die Wissenschaft gegenüber der allgemeinen Bildung in früheren Zeiten einnahm und jetzt einnimmt.

Es ist noch nicht gar so lange her, dass die Kluft zwischen Gelehrtentum und allgemeiner Bildung sich allmählich zu füllen beginnt; und wenn hierin die neueste Zeit bei uns sich in mancher Richtung durch ein stürmisches, ich möchte sagen, fieberhaftes Vorwärtsdrängen charakterisiert, so mag der Grund nicht allzuferne liegen. Wir werden uns des Vorsprungs anderer bewust, den unser bequemer Schritt in früherer Zeit verschuldet hat, und wollen das Versäumte nachholen.

Weit hinter uns liegt zwar die Zeit, wo Bildung und Gelehrsamkeit nur auf den Lehrstülen der Universitäten und in den Klosterzellen einiger geistlicher Orden zu finden war. Aber das richtige Verhältnis zwischen Wissenschaft und allgemeiner Bildung ist darum auch heute noch bei weitem nicht hergestellt. Noch heute gilt von der Mehrzahl der Gelehrten in Bezug auf dieses Verhältnis ähnliches, was Copernicus (1540), als man ihm zumutete, seine wichtige Entdeckung dem Volke verständlich zu machen, in gelehrter Entrüstung gesagt hat: „Was dem Volke gefällt, verstehe ich nicht; was ich verstehe, gefällt ihm nicht — wir sind geschiedene Leute“. — Noch heute ist mancher Gelehrte von der Ansicht befangen, die Wissenschaft sei ein verclausuliertes Vorrecht einer geschlossenen Körperschaft, und sie mehr unter die Leute

bringen, bedeute soviel, als sie zur Metze herabwürdigen. Noch heute schwankt die Meinung unter den Gelehrten, ob das Volk überhaupt ein Anrecht habe auf Theilnahme an wissenschaftlichen Bestrebungen und in welchem Mafse, und ob nicht vielmehr die Wissenschaft an Gründlichkeit einbüfse, wenn diese Theilnahme unterstützt wird.

Aber es geht in diesem Falle den Gelehrten, wie weiland dem Hofkriegsrate in Rom, als er nicht darüber einig werden konnte, ob dem belagerten Sagunt ein Entsatz zu senden sei, und mittlerweile Sagunt von den Carthagern genommen ward.

Während die Aristokraten der Wissenschaft über die Zulässigkeit der allgemeinen Bildung deliberieren, rumpelt ihnen die demokratische Zeit mit ihren vollendeten Thatsachen über die Köpfe hin.

Diese Thatsachen aber, wenn man die letzten zwei Jahrhunderte mit den früheren vergleicht, sind geradezu staunenswert.

Als 1688 Professor Thomasius an der Leipziger Hochschule zum erstenmale wagte, „über Lebensklugheit" in deutscher Sprache zu lesen — bis dahin galt die lateinische im Lehrstul für die allein berechtigte — geriet die Zuhörerschaft ob dieser Verletzung der Standesehre in einen gelinden Aufruhr, den die gelehrte Zunft bis zu Attentaten auf den schamlosen Verbrecher fortspann.

Wenn heute einem Leipziger Professor einfiele, über dasselbe Thema lateinisch zu lesen, so liefen die Zuhörer aus „Lebensklugheit" zu allen Thüren hinaus.

Im Jahre 1772, als schon ein Rochov, ein Felbiger mit gleichgesinnten Volksfreunden für die Verbesserung der unteren Schulen höchst Verdienstliches nicht nur angebahnt, sondern auch geleistet hatten, machte ein gewiegter Schulmann noch Bedenken geltend gegen die Forderung, dass die Mädchen schreiben lernen. Mit dem Lesen — meinte er — lasse sich doch noch ein Zweck verbinden, der ehrbar sei, nämlich das Lesen im Gesang- und Gebetbuche; aber das Schreiben sei bei den „virginibus geradezu ein vehicul zur Lüderlichkeit". Man besorgte nämlich, die Mädchen würden das Schreiben allerwege zur Abfassung von Liebesbriefen benützen. Und der geistreiche Volksmann Justus Möser, der scharf- und hochsinnige Verfasser der „patriotischen Phantasien", meinte allen Ernstes, er würde als Mann des Volkes kein Mädchen heiraten mögen, das lesen und schreiben könne.

Ich überlasse es Ihnen, hochgeehrte Zuhörer, sich ein Urtheil über denjenigen zu bilden, der etwa heute ein ähnliches Bedenken aussprechen wollte. Und vielleicht ist es die gerechte Nemesis für das Brandmal der Schreiblosigkeit, das man den Frauen vor hundert Jahren aufzudrücken bemüht war, wenn wir heute sehen, dass Mädchen und Frauen, im Verhältnisse zu den Männern, fast mehr schreiben, dass sie — auch abgesehen von Liebesbriefen — beinahe interessanter schreiben und dass sie sogar ganze Bücher und nichts weniger als Kochbücher schreiben, worüber ein Perrückenstock des achtzehnten Jahrhunderts aus der Haut gefahren wäre.

Kurz gesagt: Während die gelehrten Herren in den oberen Regionen die Welt für sich in Anspruch nahmen und nur von Zeit zu Zeit ein Gnadenlichtlein für die bedürftige Menschheit herableuchten liefsen, hat der in Bewegung geratene Bildungstrieb in den unteren Sphären sich rüstig umgethan und hat durch alle die Mittel des geistigen und materiellen Verkehrs, welche die Zeit in Fluss brachte, assimilierbare Stoffe in Hülle und Fülle zugeführt erhalten, die ihn nährten und stärkten bis zu dem Punkte, wo er sich berechtigt fühlt, auf Theilnahme am Leben der Wissenschaft Anspruch zu machen.

„Wir lernen jetzt alle in wenig Stunden, was zu ergründen die Anstrengung vieler grofser Geister war. Niemand verlässt jetzt die Schule, ohne zu wissen, dass sich die Erde um die Sonne dreht und warum wir dieser Ansicht sind. Aber Jahrhunderte arbeiteten an dieser Entdeckung.

Die mehrsten Wahrheiten sind schwer zu finden; aber wenn sie gefunden sind, lassen sie sich verhältnismäfsig leicht einsehen oder wenigstens durch Mittheilung erklären. Die Hauptschwierigkeit liegt vielleicht nur darin, das Festerworbene von dem noch Unsicheren zu scheiden und nur das erste als Gemeingut der Bildung zu verwerten.“

Indem ich dies den Worten eines um die Popularisierung der Wissenschaft hochverdienten Gelehrten nachspreche, glaube ich über den letzten Punkt meine Ueberzeugung noch deutlicher ausdrücken zu sollen. Da das Unsichere in der

Wissenschaft deshalb unsicher ist, weil es keine pragmatische Behandlung, das ist, keine Behandlung nach Ursache und Wirkung, nach Grund und Folge zulässt, so kann es den Laien nur verwirren; und wenn dabei tief ins Leben greifende Fragen mit ins Spiel kommen, die ohne geschultes Denken nicht verfolgt werden können, so würde das zu einem wissenschaftlichen Dogmatismus führen, der, wie der kirchliche, vom Uebel ist. Die Schwierigkeit der Scheidung des Festerworbenen in der Wissenschaft von dem Unsicheren ist mir völlig klar; aber nicht minder klar ist mir die Gefährdung der Wissenschaft selbst, wenn der Gelehrte, dem Gelüste der Zeit folgend, das Unsichere für die unberatene Menge zu appretieren strebt. Ich verkenne das Interesse nicht, das z. B. eine Darlegung der letzten problematischen Consequenzen aus Darwin's Theorie für die hörlustige Menge haben kann; aber dass es ein wissenschaftliches Interesse sei, wird man mir eben so wenig einreden, als dass es den Gelehrten mit Befriedigung erfüllen könne, seinen Humor in destructiver Weise geltend zu machen und als Wolf den Gänsen zu predigen.

Solche Auswüchse abgerechnet, kann die Wissenschaft durch ihre unmittelbare Theilnahme an der Volksbildung nur Segen bringen, der nicht so sehr in der Mittheilung von Kenntnissen und Fertigkeiten, als in der Anregung von Sinn und Verständnis für den Wert einer lebendigen Fortbildung des Wissens zu Tage tritt, wo jeder in die Lage kommt, seine eigene Stellung zur umgebenden Welt besser zu begreifen

und somit das Band menschlicher Gemeinschaft fester zu knüpfen.

Wenn ich die Masse von popularisierenden Schriften in Anschlag bringe, die fast aus jedem wissenschaftlichen Castell eine Brücke ins gemeine Leben schlagen und den Reichtum von Anschauungsmitteln womit die Technik unserer Tage dem Verständnisse des Schwierigen zu Hilfe kommt, so halte ich die Folgerung für richtig, dass das Material für allgemeine Bildung überreich ist und keinem, der sich eine für seinen Lebens- und Gesellschaftskreis passende Bildung aneignen will, um die Quellen derselben bange sein darf.

Es kommt nur darauf an, ob der Boden, auf dem sie wachsen soll, dazu vorbereitet ist, ob sie auf dem Grunde, der durch die Vorbildung — ich meine die Elementarbildung im weiteren Sinne — gelegt wurde, die Bedingungen zur lebenskräftigen Entwicklung findet.

In diesem Punkte steht das Verhältnis leider bei weitem nicht so gut, als das der vorhandenen Bildungsmittel zu den Bildungsuchenden.

Aus der Organisation des Menschen — man mag sie von der philosophischen oder physiologischen Seite nehmen — springt entschieden die Wahrheit heraus, dass die ersten Entwicklungsjahre, die Jahre, wo Körper und Geist die erste Kraft der Flügel üben, die wichtigsten für die ganze weitere Entwicklung und geradezu die mafsgebenden seien, so dass, was in diesen Jahren versäumt wurde, später gar nicht oder nur sehr schwer nachgeholt werden kann. Diese Wahrheit ist noch lange

nicht zum inneren Gesetze geworden, welches Eltern — oder sagen wir nur Schulen — bindet.

Noch immer läuft die Uebung im Denken nebenher neben dem Wust mechanischer Apparate zur Anfüllung des jungen Geistes, der dabei kaum Zeit zum Schnaufen hat; und die körperliche Uebung, die das Gegengewicht gegen die vorzeitige Anspannung der Nerven bieten sollte, ist noch immer ein seltener Gast in der Schule; und wenn er kommt, ein geschniegelter Gast, der lieber Turnkünste produciert, als der freien Natur der Bewegungen gerecht wird. Und hat der Junge nach langer Qual und Not, die man nur fühlen kann, wenn man selbst ein solcher Junge war, am Lesen, Schreiben, Rechnen und an dem, was mitläuft, endlich seine Jahre abgesessen, so kann er wahrlich noch von Glück sagen, wenn er nicht während dieser Zeit auch durch ein geschwächtes Augenlicht, durch ein verkrümmtes Rückgrat, durch ein eingebogenes Brustblatt für die allgemeine Wehrpflicht verloren gieng. Das Lernen ist ihm, da es — unbeschadet des guten Eifers des Lehrenden — ohne Rücksicht auf die harmonische Entwicklung seiner Natur, seiner ganzen Natur, betrieben wurde, gründlich verleidet, und die Frage, woher unter solchen Umständen ein Antrieb zur Fortbildung kommen und wie er befriedigt werden soll, bleibt offen.

Ich frage die Herren, die mit der Einübung der Mannschaft zu thun haben und daran ihren sauren Schweifs vergiefsen, ob die von ihnen

sattsam beobachteten Formen von Ungelenkigkeit in Haltung und Bewegung und eben so die Formen von Begriffstützigkeit möglich wären, wenn der Mann in seiner Jugend neben dem Sitzen auch gehen und stehen und vor allem denken gelernt hätte.

Allerdings bilden Lesen, Schreiben und Rechnen mit einer gewissen Fertigkeit im Denken die kräftigsten Hilfsmittel zur allgemeinen Bildung überhaupt und sind unter Umständen auch hinreichend, um in gewissen Gesellschaftskreisen den Forderungen dieser Bildung zu genügen. Es gibt Tausende, die in ihrer Schulbildung nicht weit über diese Elementarfertigkeiten hinauskamen und dennoch ihren Platz in der Gesellschaft ganz gut ausfüllen. Die selbständige Verarbeitung des Denkstoffes, der Eifer im Beobachten und im Aneignen fremder Erfahrung, insbesondere die Vertiefung in ihre Berufsthätigkeit oder in ein Lieblingsfach hat sie auf diesen Punkt gebracht. Ueberhaupt gedeiht die allgemeine Bildung — nach unserer Auffassung — nicht leicht ohne die Stütze eines vorwiegenden Faches, welches durch die Pflege, die man ihm widmet, unvermerkt auch zur Aufnahme anderer Bildungselemente drängt.

Musik und Zeichnen — natürlich abgesehen vom Werte des Faches und von der Kenntnis des Fachmannes — möchte ich Schmuckmittel der allgemeinen Bildung nennen. Sie erweitern sie nicht mit Rücksicht auf die geselligen Kreise, aber sie verschönern sie; sie sind nicht unbedingt

notwendig, aber in hohem Grade erwünscht; sie dienen gewissermafsen als Brücken, auf denen die Conversation vom Verstande zum Gemüt und zurück behaglich lustwandelt.

Wenn jemand fragte: Wie soll ich — abgesehen von dem, was ich in der Jugend gelernt habe — meinen Bildungsgang einrichten, um mit der Zeit zu gehen und meiner socialen Stellung zu genügen? — so wäre eine Antwort darauf sehr schwierig. Denn sie könnte nur auf die genaue Kenntnis des Mafses und der Gründlichkeit der Vorbildung und auf einen klaren Einblick in die gesellschaftlichen Verhältnisse des Fragenden gebaut werden, namentlich auf das Wissen jenes Faches, dem er sich mit Lust und Liebe hingibt und welches die Anknüpfungspunkte zur Weiterbildung liefern, ja für diese geradezu den Antrieb geben muss.

Leichter wäre die Antwort auf folgende Frage: Welche unter den Disciplinen des menschlichen Wissens fassen am meisten Stoffe zur allgemeinen Bildung in sich und bieten folglich jenem, der sie pflegt, die häufigsten Berührungspunkte mit dem socialen Leben, so dass er durch sie unmittelbar oder mittelbar zu Studien angeregt wird, die seiner gesellschaftlichen Stellung zusagen?

Da die Disciplinen des menschlichen Wissens im Grunde nichts anderes sind, als Anwendung des Denkens auf einen besonderen Gegenstand, so muss auch bei Beantwortung dieser Frage vorausgesetzt werden, dass der Fragende

ein denkender Kopf und in einer gewissen logischen Gedankenfolge schon discipliniert sei; dass er beobachten und auch die im Umgang gemachten Erfahrungen sich — wie man sagt — hinters Ohr schreiben gelernt habe. Denn auf dem blofsen Memorierwege wächst die allgemeine Bildung nicht, und wem das Wissen in seiner Jugend blos eingekeilt wurde, der muss mit jener allgemeinen Bildung zufrieden sein, die ihn befriedigt, wenn sie auch andere nicht befriedigt.

Nach dem früher Gesagten wird man mir zugestehen, dass der eigentliche Turnplatz der allgemeinen Bildung, im gewissen Sinne auch wol ihr Treibhaus, die Gesellschaft sei.

In welcher Schichte der Gesellschaft man Umschau halten mag, überall findet sich — mit geringen Modificationen — derselbe Gradmesser für die Bildung eines Menschen. Es ist dies eine merkwürdige, aber noch viel zu wenig beachtete Thatsache. Ueberall schätzt man die Bildung des Menschen — vornehmlich des Mannes — mehr oder minder nach zwei Kriterien, die sich im Verlauf seiner geselligen Bethätigung herausstellen, einmal nach der Art, wie er spricht, und dann nach dem, was er von der Welt weifs.

Ja noch mehr. Die Gesellschaft wird es ungesehen und auf den blofsen Ruf hin anerkennen, dass z. B. der A ein grofser Stratege, der B ein gewiegter Mathematiker, der C ein geschätzter Künstler sei. Aber weh ihnen allen dreien, wenn sie in der Gesellschaft nicht zugleich den banalen

Forderungen der Bildung nachkommen, wenn sie etwa zeigen, dass sie weniger gut sprechen oder weniger von der Welt wissen, als die Profundität ihrer Fachkenntnis erwarten liefse; sie sind verloren, während ein im Vergleiche mit ihnen oberflächlicher Kopf vielleicht der Hahn im Korbe bleibt — weil er gut spricht und viel von der Welt weifs.

Dieser traditionelle Bildungsmesser der Gesellschaft hat nun allerdings so gut, wie Sitte und Brauch des Volkes, eine kindische Seite und vielleicht auch ein befangenes, einseitiges Urtheil im Hintergrunde, aber gewiss eben so, wie Sitte und Brauch, auch seine tiefere Bedeutung, die hier nicht unterschätzt werden darf.

Ich wage sogar die Behauptung, dass sich mit dem Gefallen am Gutsprechen und am Vielwissen von der Welt ein Gefühl ausspricht, welches der Gesellschaft als solcher naturgemäfs innewohnt und die Harmonie des Menschen mit der inneren und äufseren Welt, deren Ausdruck eben die Gesellschaft ist, schön charakterisiert.

Ist die Sprache nicht der Ausdruck des Denkens, Fühlens und Wollens und zugleich der Temperatur des Seelenlebens, die der Mensch in der Gesellschaft und für sie zu Tage bringt? Ist die Welt nicht das Allumfassende, in welchem der Wunsch und das Streben, das Ringen und Wagen, die Erinnerung und die Sehnsucht der Gesellschaft zusammenlaufen?

Uebersetzen wir die genannte sociale Zumutung ins Wissenschaftliche, so werden wir

kaum fehlen, wenn wir die Pflege der Sprache und die Pflege der Erdkunde als gleich empfehlenswerte Mittel bezeichnen, um dem Postulate der Gesellschaft an allgemeiner Bildung im weitesten Sinn gerecht zu werden. Ich könnte statt Erdkunde vielleicht geradezu Naturwissenschaften sagen, wenn ich nicht von geselliger Bildung spräche und hier insbesonders jene Disciplin im Auge hätte, die das gesellige Band um die Naturwissenschaften schlingt.

In der That handelt es sich nur darum, dass man diesen beiden Disciplinen die ideale Seite abgewinne, um zuzugestehen, dass sie — auch ohne Rücksicht auf besondere Gesellschaftskreise — höchst wertvolle Elemente für den geselligen Verkehr überhaupt bieten und ganz dazu angethan sind, den geistigen Horizont nach jeder Richtung hin zu erweitern und die Geselligkeit zu beleben.

Die Sprache lehrt in ihrem Bau Gesetzmäfsigkeit bei vollkommen freier Bewegung. Ist das nicht auch das Grundgesetz jeder guten Gesellschaft? — In ihren Formen Symbolik mit tiefer Deutung — bedingt nicht Aehnliches den Reiz des geselligen Verkehrs? — In ihren Lauten die Melodie, die vom Herzen zu Herzen tönt. Sie fasst den fliegenden Gedanken, hält ihn, modelt ihn, verfolgt ihn, bohrt ihn in den Grund oder hebt ihn zum Himmel empor. Sie fasst das fliegende Gefühl, versenkt sich in seine Tiefen und lässt die Welt in seinen Tiefen schwelgen. Sie fasst den fliegenden Willen, hält ihn, bändigt ihn oder entflammt ihn zu nie geahnter Glut.

Sie kann Magd sein oder Herrin, wie sie der Mensch, der sie kennt, braucht. Aber immer ist sie die Wünschelrute, die ihm verborgene Schätze des Geistes erschliefst, immer der Fittig, der ihn hoch über das Erdengewül in unnahbare Fernen trägt.

Und während das Studium der Sprache, wie kein anderes, dazu passt, die Gedankenwelt zu organisieren und ihren Einfluss auf die äufsere Welt zu regeln, — es ist nicht so ungereimt zu sagen, der Mensch denke französisch, englisch, deutsch u. s. w., je nachdem die eine oder die andere Sprache das Medium seines Denkens ist — gewärt das Studium der Erdkunde wieder, wie kein anderes, Gelegenheit zur Abschweifung auf andere Gebiete, die der allgemeinen Bildung zu gute kommen und beherrscht für sich allein schon ein ungeheures Gebiet dieser Bildung. Ich will nichts sagen von der Orientierung im Raum, die sie hegt und ausbildet und wodurch allein schon der Gebildete einen Vorsprung im geselligen Tact erhält; ich will nichts sagen von der Configuration des Bodens, deren Manigfaltigkeit ihm einen helleren Blick für Nah und Fern gibt und eine präcise Ausdrucksweise aufnötigt, — von den klimatischen und Vegetationsunterschieden, durch welche ihm die Lebensbedingungen der organischen Welt näher gerückt — vom topographischen Element, wodurch ihm die Stadien der Culturentwicklung auf der Erde klargelegt werden.

Aber welche Berührungspunkte gerade mit jenen Disciplinen, die in geselligen Kreisen

am besten verwertet werden, liegen nicht in der Erdkunde!

Die kosmischen Verhältnisse der Erde können ohne Einblick in die Lehren der Astronomie und Physik nicht aufgefasst und erklärt werden; die geographische Verbreitung der Pflanzen und Thiere drängt zum Studium der Botanik und Zoologie; das Verständnis des geographischen Vulcanismus und der Bodenstructur fuſst auf den Lehren der Geologie; die Landes- und Ortsbeschreibung ladet zu Excursen in der Geschichte, Genealogie und Chronologie ein und alles, was die Erdkunde an Daten in jeder Richtung verzeichnet, bietet sich als Material zur vergleichenden Statistik dar.

Wie tief etwa der Freund und Pfleger der Erdkunde in diese Einzeldisciplinen einzudringen habe, hängt von Umständen ab, die sich hier nicht weiter erörtern lassen. Aber ganz gewiss wird er, wenn es ihm um den Zweck zu thun ist, der Lust nicht widerstehen können, sein Wissen — um des Verständnisses willen — im einzelnen zu vervollständigen oder zu erweitern. Und das ist eben der groſse Gewinn für seine Bildung.

Sie sehen, hochgeehrte Zuhörer, der sociale Gradmesser, wenn er die Bildung nach dem Gutsprechen und viel von der Welt Wissen misst, hat so Unrecht nicht; und wer sich ihm accommodieren will, wird nicht leicht einem Gesellschaftskreise begegnen, wo sie ihn im Stiche lässt.

Noch eines fällt dabei in die Wagschale. Die Sprache und die Erdkunde sind zwei Disci-

plinen, die in eben dem Mafse, als sie sich im Verkehre mit Menschen ungesucht verwerten lassen, mit ihrer Nahrung, Stärkung und Erweiterung eben an den Verkehr mit Menschen angewiesen sind. Ohne diesen Verkehr hätte sich überhaupt keine Sprache entwickelt und mit dem Verkehr gewinnt der Sprechende, selbst wenn er durch ein Idiom am Laut einbüfste, unendlich viel an Stoff zum Denken, an Disciplin in seiner Gedankenwelt.

Von der Erdkunde will ich nur erwähnen, dass bei der heutigen Erleichterung der Verkehrsmittel das Reisen den Wert eines Lebensbedürfnisses gewonnen hat, das zeitweilig befriedigt werden muss und unter übrigens gleichen Umständen auch befriedigt werden kann. Nun stelle man sich gefälligst zwei Männer in der Gesellschaft vor, die Beide gereiset sind, aber der eine ohne erdkundliche Vorbildung, der andere mit allem Rüstzeug, das diese „associierende“ Wissenschaft bietet — kann man es der Gesellschaft verargen, wenn sie bei der Erzählung des ersten etwa zu zweifeln beginnt, ob Amerika wirklich entdeckt sei, während der zweite schon mit der Fahrt von Gänserndorf nach Lundenburg ihr Interesse fesselt.

Man wird einwenden: Ja, der erste kann vielleicht nicht so gut sprechen, als der zweite. Möglich. Aber ganz gewiss findet der erste aus dem Wust ganz fremder Erscheinungen, die an ihm vorüberrauschten, ohne dass er sich dieselben zu reimen wusste, nicht den Stoff heraus, der für

die unterhaltende Belehrung passt, und auch nicht den Ton, der die rechte Stimmung gibt.

Eine ganz besondere Wichtigkeit endlich erhalten die beiden genannten Disciplinen, wenn man den Einfluss in Betracht zieht, den sie auf die Bildung — oder wenn wir von Erwachsenen reden — auf die Klärung des Charakters üben können.

Die Antriebe zum Ethischen — zur Kenntnis und Uebung des Guten, Wahren und Schönen — liegen zwar zunächst weder in der Sprache noch in der Erdkunde, und eben so wenig die Antriebe zur Behauptung der Manneswürde, zur Ausdauer im Misgeschick, zum Aufschwung in eine ideale Welt, den das Menschenkind braucht, wenn es nicht im Kot versinken soll.

Aber man erinnere sich, dass die Sprache die Wünschelrute ist, die dem Menschen die verborgenen geistigen Schätze aufschliefst und dass sie ihn zum Verständnisse insbesondere jener Literatur befähigt, die in einer von allem Fachwissen abgestreiften Form den inneren Menschen und die Menschheit zum Gegenstande hat.

Und dann ist zu erwägen, dass die Erdkunde — in der Ritter'schen Auffassung ihrer Idee — und nur diese kann mir vor Augen schweben — die Erde als den Schauplatz der Erziehung des Menschengeschlechtes begreift und alle Erscheinungen, die uns auf der nach unerforschten Gesetzen kreisenden Kugel begegnen, im Reflex der menschlichen Culturentwicklung betrachten lehrt.

Und man frage in den Kreisen der gebildeten Gesellschaft, ob diese nicht auch den Wert der Gesinnung hoch stellen, ob sie nicht auch das rein Menschliche an sich ziehen und hegen, ob sie nicht auch um das, was den Kern im Menschen bildet, wie um einen Mittelpunkt sich bewegen? Aber ihre Aesthetik, ihre Psychologie und Moral ist keine theoretische.

Die Werke der Kunst, die man ihnen vorführt, nähren und üben ihren Schönheitssinn; und wenn dieser ausartet, so ist es nicht immer die Kunst, die das verschuldet hat, sondern oft und meist die Leichtfertigkeit des Urtheils, das die Befugnis der allgemeinen Bildung überschritt.

Die Schauspiele, die man zu sehen, die Romane, die man zu lesen bekommt, vertiefen in den Conflict menschlicher Seelenzustände, in das Getriebe und den Erfolg menschlichen Strebens und Ringens. Und wenn die Moral, die aus dieser Belehrung springt, nicht immer mit der, die wir zu Recht erkennen, zusammenstimmt, so wird man auch nicht immer die Zuschauer oder Leser dafür verantwortlich machen dürfen, da sich die Moral in der Regel nach der Fabel richtet.

Ich will dies nur zur Orientierung gesagt haben, wie die allgemeine Bildung, namentlich wenn sie mit dem Studium der Sprache und Erdkunde armiert ist, an der Betrachtung von Werken der bildenden Kunst, am Theater und an Romanen vortreffliche Hilfstruppen zu ethischen Zwecken finden kann.

Aber wer den Roman zum Studium der Psychologie, das Drama zum Studium der Moral benützen will, bei dem kommt es unbedingt auf die Auswahl an. Nicht als ob man eine Censur zu üben hätte. Alles sehen und alles lesen, was man sehen und lesen kann, gehört auch zur Bildung. Aber wenn es mir darum zu thun ist, eine sittliche Idee festzuhalten und die kunstmäfsige Entwicklung des Charakters nach dieser Idee zu verfolgen, also, wenn es mir neben dem Genusse um das Studium zu thun ist, so darf ich dem Zufall keinen Spielraum lassen. Und das Kunstwerk, welches mir zum Studium der practischen Psychologie und Moral dient, darf nicht mit einem Mal abgethan, es muss gesehen und wieder gesehen, gelesen und wieder gelesen werden.

Ich bin mit meinen Andeutungen über ein Thema zu Ende, das sich länger fortspinnen liefse, als ich der Geduld meiner Zuhörer Spannkraft zutraue. Ob sie nutzbar sind, ob sie auch nur den Verlust der Stunde aufwiegen, die Sie, geehrte Herren, mir geschenkt haben, muss ich Ihrem Urtheile anheimstellen.

Aber wenn ich die allgemeine Bildung als Postulat der Gesellschaft im engeren Sinn hingestellt und versucht habe, unter Voraussetzung einer gründlichen und alle Kräfte harmonisch entwickelnden Elementarbildung das Studium der Sprache und Erdkunde ihr als die relativ festesten Stützen zu vindicieren, an denen sich die übrigen geselligen Disciplinen als beschattende Ranken

hinanwinden; wenn ich ferner Musik und Zeichnen als willkommene Zierden der geselligen Bildung kennzeichnete, so drängt es mich noch, einer Disciplin zu gedenken, die wol wert ist die Bildung abzuschliefsen und zu durchdringen und die trotz des üblen Leumunds, in den sie vielleicht durch die abstruse Form und Ungeselligkeit ihrer Jünger gekommen ist, heute mehr als je verdient, als Krone der allgemeinen Bildung wie überhaupt jeder Bildung bezeichnet zu werden. Es ist die Philosophie.

Ich sehe ab von den philosophischen Systemen des X, Y und Z; ich sehe ab von dem traurigen Kampfeifer, mit welchem ein System dem andern sich gegenüberstellt. Ueber dem Kampfe und den Wirren der Parteiung aber steht die Wissenschaft vom Geiste, die sich die Beantwortung der höchsten Fragen zur Aufgabe macht, die der Mensch stellen kann und die es den gebildeten Menschen nur gar zu oft zu stellen drängt. Was wissen wir vom Wesen des Menschen? und was wissen wir vom Zusammenhange des Weltalls?

Wir leben in einer Zeit, wo der religiöse Glaube um den Credit gebracht und keine Münze von auch nur annähernd gleichem Werte dafür geboten wurde. Wir machen Gesetze für die Autorität und unterwülen zu gleicher Zeit der Autorität den Boden. Die Jugend ist ohne inneren Halt und das tiefste unausrottbare Gefühl im Herzen — was bin ich? was soll ich in der Welt? — ohne Befriedigung.

Unter solchen Verhältnissen tritt die ernste Forderung an uns, zur Rettung unseres Theuersten selbst Hand anzulegen, dass sich jeder über die höchsten Fragen des Lebens eine Ueberzeugung schaffe, für die er leben und sterben kann. Er bedarf ihrer für beides.

Die landläufig gewordene Doctrin von „Kraft und Stoff“ gibt sie ihm nicht; mit einer fein organisirten Natur merkt man bald den Aasgeruch, der daraus hervorquillt.

Das Taumeln von Genuss zu Genuss gibt sie ihm auch nicht; der ständige Katzenjammer nach dem flüchtigen Genuss ist ein übler Lehrmeister, da er erst dann zur Weisheit führt, wenn man sie nicht mehr üben kann.

Das in den Wind Schlagen aller ernsten Gedanken thuts auch nicht; je mehr man ihrer in den Wind schlägt, desto mehr tauchen ihrer in den Tiefen der Seele auf, quälend und störend, ohne Befriedigung.

Nur eines hilft und klärt zugleich und hält den Menschen über dem Schlamme gemeiner Denkungsart, der sich heute gar so gern mit der Bildung mischen möchte: Jenen hohen Gedanken nachgehen, an ihnen die Kraft des vernünftigen Urtheils üben, und sich für die Begründung, die dieses vernünftige Urtheil messen kann, entscheiden. Das aber lehrt die Philosophie.





Geselligkeit und Gesellschaft in Wien.*)

(1876.)

„Um des Lichts gesellige Flamme
sammeln sich die Hausbewohner,
und das Stadtthor schliefst sich knarrend.“

Jedermann kennt die leicht geschürzten Worte des Meisters, dessen Standbild jüngst nicht fern von diesen Räumen enthüllt wurde, der Welt draufsen zum Merkzeichen, dass Oesterreich die grofsen Geister ehrt, uns vielleicht zur Mahnung, dass dieses Meisters reine, verklärende Lebensanschauung fürder der Leitstern auf unserm Wege sei und dass sein „Wiener Phäakentum“ nur mehr den Wert eines epigrammatischen Scherzes habe. Ich besorge nicht, mich gegen den Genius unseres Dichterlieblings zu versündigen, wenn ich für den heutigen Anlass, wo das Thor unseres geselligen Vereines sich öffnet, die bezeichneten Worte strenger fasse;

*) Vortrag bei der Eröffnung des wissenschaftlichen Clubs in Wien.

wenn ich unter der geselligen Flamme des Lichtes, um welches die Hausbewohner sich sammeln, nicht ein gewöhnliches Licht, sondern das Licht der Aufklärung, der Wahrheit, des edlern Lebensgenusses verstehe, der eben die schönste Frucht der Geselligkeit ist, und unter den Hausbewohnern uns alle, die wir heute und die künftigen Tage uns im Dienste edler Geselligkeit um jenes Licht sammeln wollen. Den Zweck des Wissenschaftlichen Clubs und dessen leitenden Grundsätze im Auge, finde ich in des Dichters markierten Worten:

„Um des Lichts gesellige Flamme
sammeln sich die Hausbewohner“

nicht nur das anspruchloseste Motto, welches sich der Club wählen, sondern auch die Summe der Ansprüche, die man an ihn stellen kann.

Ich sagte: „im Dienste der Geselligkeit“. Lassen Sie uns diesem wohl zu warenden Gesichtspunkt näher treten.

Es ist ein gewöhnliches Schicksal der Mütter — auch der besten — dass sie, wenn ihre Kinder zu einer gewissen Selbständigkeit gelangen und wie es das Leben eben mit sich bringt, ihrem Sonderzwecke nachgehen, von diesen beiseite gesetzt werden, nicht ostensibel und etwa mit dem Brandmal kindlichen Undankes, sondern unmerklich, mit allmälichen sanften Rucken, je nachdem das alte Familienhaus in dem neuen mehr oder weniger Anziehungspunkte übrig liefs. Die vernünftige Mutter weifs dies und ist weit entfernt, es ihren Kindern übel zu nehmen. Selbstlosigkeit

und Verzicht auf alles, was Lohn heifst, ist ja der Urgrund der Mutterliebe, und das Bewustsein, sie erfüllt zu haben, der reinste Demant in ihrem Schmucke.

Aber mit so geringer Rücksicht oder mit so viel Vergesslichkeit kann eine Mutter von ihren Kindern kaum behandelt werden, als die Geselligkeit von uns; denn wir vergessen oft noch während wir in ihrem Hause weilen und von ihrem Brot essen, dass sie uns nährt und dass sie den Schlüssel zum Schatzgewölbe in die Hand gab, aus dem wir bereichert weiterzogen. Oder ist es nicht die Geselligkeit, die den Funken glimmen macht und hegt, der in still beglückender Freundschaft uns durchs Leben leuchtet? Fällt nicht aus ihrem reinen Himmel jener wunderbare Blitz, der urplötzlich in zwei Herzen zündet, sie zu einem Schlage schwellt und beide in der Seligkeit ihrer kleinen Welt die ganze grofse vergessen macht? Und ist es nicht wieder die Geselligkeit mit ihrem Zauber, die den Ernst des Lebens mildert und den Scherz vom Banne löst, unter dem ihn die Sorge hielt? die begütigt und versöhnt, verständigt und klärt, und, indem sie hinter der Sorge lachen lehrt, gegen die Sorge die besten Waffen schmiedet? Wie vergesslich sind wir, wenn wir dieses mütterliche Walten nicht anerkennen oder, was die Mutter thut, auf andere Namen schreiben!

Freilich hat dabei mit den Umständen, welche die Entwicklung der Geselligkeit begleiten, auch der Sprachgebrauch seinen Theil, indem er Geselligkeit und Gesellschaft häufig als gleich-

bedeutend gebraucht, einmal als Thatsache der Gesellung, dann wieder als Neigung dazu, und endlich auch als das, was für die Gesellung angemessen ist. Mit dem Worte „Geselligkeit“ will aber in der That nur die Neigung zu näherem Verkehr um des Menschen willen gemeint sein und in weiterer Folge die Fähigkeit, diesen näheren Verkehr in Fluss zu bringen. In diesem Sinne sprechen wir von einem geselligen Menschen und von der Eigenschaft Geselligkeit. Gesellschaft, ein Kind der Geselligkeit, bezeichnet dagegen — wenn das Wort nicht misbraucht wird — schon ein gemeinsames Thätigsein oder Schaffen für einen gewissen Zweck. Bei der Geselligkeit kommt vor allem das Gemüt ins Spiel und gibt den Ausschlag, bei der Gesellschaft beinahe ausschliefslich der Verstand. Wir können uns gesellen — sagt Herbart — aber wir können nicht gesellt werden. Concordia — ich meine hier die Eintracht — ist schon ein Kind der Geselligkeit, denn die Seelen, die sich zusammenfinden, müssen erst gestimmt werden, ehe sie zusammenstimmen.

Aus der Warnehmung, dass Oeffentlichkeit und Staat vom Gemüte absehen, begreift es sich, dass und warum Culturvölker, deren Leben von der Oeffentlichkeit und dem Staat absorbiert war, nur eine Einmütigkeit für öffentliche und Staatszwecke kannten und dieser Einmütigkeit Statuen und Tempel weihten. Die „Homonoia“ der Griechen und die „Concordia“ der Römer war eine solche. Für die Geselligkeit in unserem Sinne hatten sie weder Tempel noch Statuen, ja kaum den sicher

begrenzten Begriff. Und es wäre in der That merkwürdig, wenn unsere Geselligkeit erst mit der modernen Cultur, das ist mit der nachmittelalterlichen, zum Durchbruch gekommen wäre, und wenn sie gerade aus jenen Stadien dieser nachmittelalterlichen Cultur ihre Nahrung geholt hätte, wo man der freien Ansicht die „allergehorsamste Ansicht“, dem Bürgertum das „Spiefsbürgertum“ entgegenstellte und jene von diesem überwuchern liefs. Wenigstens sehen wir allerorten, wo das öffentliche und Staatsleben der Mehrheit vorenthalten war, das gesellige Leben nach dem Vordergrund hinstreben, nicht nur indem die Zal der sich um einen geselligen Mittelpunkt bewegenden Kreise, sondern auch die Intensität ihrer Bewegung geschützt sein wollten. Und endlich sehen wir Gedanken zu Entschlüssen und Thaten werden, die mit der Umformung des Existierenden in Beziehung stehen.

Wien wird von mancher Seite, von fremder zumeist, als die geselligste Stadt gepriesen. Sie rechtfertigt auch diesen Ruf, wofern man die Geselligkeit, die im Flusse ist, nicht mit der Neigung zur Geselligkeit verwechselt. Die Neigung zur Geselligkeit besitzt der Wiener, auch der gebildete, nur in höchst bescheidenem Mafse. Nötigende Umstände weggerechnet, geht er am liebsten mit seinen Gedanken spazieren und wird durch eine Störung empfindlich berührt. Er geht lieber zu Fufs, als er der Möglichkeit nachgeht, im Omnibus oder auf der Pferdebahn mit Gesellschaft zusammenzutreffen, und diese ist sicher, von ihm

in kein Gespräch gezogen zu werden, sowie sein Nachbar links und rechts im Theater, wenn sie ihm nicht schon bekannt sind, vergeblich seiner Ansprache harren werden, oder dass er sich ihnen in mehr als conventioneller Form zu erkennen gibt. Tritt er in ein Gasthaus, so sucht er in der Regel nach jenem Tische, wo niemand sitzt, oder in Ermanglung nach einem Sitz, der zwischen dem nächsten Nachbarn eine Lücke lässt, und er ist wenig erbaut, wenn ein Nachkommender diese Lücke ausfüllt. Aber bemühen wir uns nicht, die Gründe dieser Erscheinung zu erforschen. Sie ist da und fordert ihre gewisse Rücksicht.

Aber nun lassen wir den hereingeschneiten Nachbar das Schweigen brechen und eine Saite anschlagen, die mit Geist und Witz aus dem Herzen klingt, und schauen wir uns unsern Wiener an. Wenn auch die Worte noch im Rückhalt bleiben, wenn auch das Auge vielleicht noch zweifelnd am Nachbar hinstreift, um den Eindruck zu verificieren — die Scala der Geselligkeit im Innern steht schon über dem Gefrierpunkte, und es hängt nur mehr von den Wärmestralen ab, die der neue Bekannte aussendet, um den Wiener nicht sowol umzustimmen, als vielmehr in die rechte Stimmung zu setzen. Er wird am Tage solchen Ereignisses mehr als einmal vor sich hinmurmeln: „Scheint ein recht lieber Mann, das". Er wird das nächste Mal, indem er ins Gasthaus geht, die Bekanntschaft wieder zu finden hoffen, und wenn er sie nicht findet, verstimmt sein. In vierzehn Tagen haben sich beide schon gegenseitig gründlich ausein-

andergelegt und verstanden. In vier Wochen sitzen sie vielleicht schon selbander in einem Kreise, der statutenmäfsig an einem Abend in der Woche die Lebenssorge durch Scherzgespräche bannt.

Ich will damit nur sagen, dass der Wiener die Geselligkeit in der Regel nicht sucht, aber herzlich froh ist, wenn er sie ungesucht findet; und dass er weiter, wenn sie ihn einmal gefasst hat, ohne schmerzliche Ueberwindung nicht mehr von ihr loskommt. Von ihm gelten die Worte in Goethe's „Fischer“:

> Halb zog sie ihn, halb sank er hin
> und ward nicht mehr geseh'n —

mit dem bezeichnenden Unterschiede, dass er dann erst recht gesehen wird, denn in seinem innigen Verhältnisse zur Geselligkeit spricht sich der Typus des Wieners am klarsten aus. Dabei kommt noch folgendes in Betracht:

Denken wir uns einen geistreichen Mann, der für seine Lebensweise Arbeit und Erholung an die rechte Stelle gesetzt hat. In den Arbeitsstunden steht ihm der Zweck der Arbeit unverrückt vor Augen, wenn er auch von ihren Einzelheiten gerade nur die im Sinne hat, die im Augenblick sein Thun und Denken in Anspruch nehmen. Damit setzt sich bei ihm unvermerkt auch eine gewisse Norm für die Erholung fest. Nun ist Erholung zunächst Vergessen der Arbeit, und es gibt kein probateres Mittel dafür als gemeinsamen Frohsinn. Auch hier — man kann sich darauf verlassen — wird der geistreiche Mann, wie bei der

Arbeit, den Zweck unverrückt im Auge haben. Um des Vergessens der Arbeit willen wird es ihm leicht sein, seinen Geistesflug nach der Höhe zu richten, es wird ihn aber auch keine Ueberwindung kosten, sich zum Geringfügigsten herabzulassen, und er wird sich hüten, nur heiter zu scheinen, da er weifs, dass dies eine neue und sehr penible Arbeit wäre, und da er begreift, dass, wo man Erholung sucht, die Sorge nicht hinter dem Reiter sitzen darf. Diese und ähnliche psychologische Erfahrungen bilden, möchte ich sagen, die Wurzelfasern jenes Bedürfnisses, das uns drängt, die Erholung zu organisieren. Darin steht aber Wien den anderen Grofsstädten unbedingt voran; und wenn unsere gute Stadt mit der Organisation der Arbeit so weit wäre wie mit jener der Erholung, sie könnte sich und wir könnten uns glücklich preisen.

Es thut mir leid, aus dem reichen historischen Material, das mir zur Verfügung steht, nur Andeutungen geben zu können, so weit sie in den Rahmen der heutigen Betrachtung passen.

Die Geschichte der Geselligkeit in Wien — ich nenne die Mutter für das Kind — beginnt mit jenem echt weiblichen Herzen, das mild fürsehend das Band der Geselligkeit zuerst um die Königreiche und Länder der Monarchie schlang.

Vor Maria Theresia verkroch, so zu sagen, die Geselligkeit sich in den Häusern und wir könnten sie nur aus den Chroniken dieser Häuser herausfinden, wenn solche da wären. Dank der geistvollen, hellsehenden Mutter der Fürstin ward

Maria Theresia der Wirkung edler Geselligkeit von Jugend an nicht ferngehalten; Austausch der Gedanken unter Jugendgespielen, Uebung der Talente in geselligen Kreisen standen als Bildungsmittel im Programme ihrer Erziehung. Und wenn die vierundzwanzigjährige Fürstin auf dem unter ihren Füfsen schwankenden Trone ruhigen Blickes feststand, wenn sie ihren auf Weiberschwäche pochenden Gegnern den Starkmut einer Heldenseele entgegenhielt, und dabei doch bis in die Tiefe des Herzens Weib blieb — die Welt hatte nur Bewundern für solch eine Erscheinung — so könnte der Pädagog wol fragen, ob nicht eben die frühe Uebung der Geselligkeit, die den geistigen Blick erweitert und klärt, die das Gemüt erwärmt und warm hält, auch ihren Theil habe an der bezaubernden Majestät, mit der diese Frau durch die Geschichte schreitet. Im häuslichen Kreise, unter der Schar ihrer blühenden Kinder wird sie als Pflegerin schallenden Frohsinns gepriesen, und im Volke von Wien lebt sie — bezeichnend — als Förderin und Schutzfrau der Ehe, das will sagen — des holdesten und auch wol fruchtbarsten Kindes der Geselligkeit.

Zur Zeit ihres grofsen Sohnes sehen wir die Bäche des geselligen Treibens schon zu einem Strome gesammelt, der bis zum Jahre 1848 sich stetig fortbewegte nach Mafsgabe des reichern oder spärlichern Zuflusses, des gröfsern oder geringern Gefälles, das von der Natur der socialen Verhältnisse vorgezeichnet war, und später auch wol nach Mafsgabe jener Vorrichtungen, die

von der Sicherheitsbehörde für Uferschutz und gegen Ueberschwemmung beliebt wurden. Und da werden — damit ich im Bilde bleibe — insbesondere drei Strömungen bemerkbar, die parallel laufen und abwechselnd das bessere Fahrwasser führen. Zeitweise vom Strom getrennt und als Arme desselben einer besondern Richtung folgend, vereinigt sich wieder je eine mit der andern oder beide mit der dritten zu einem Strome, wie eben das Stromleben und das Leben der Geselligkeit an gewisse Forderungen der Natur gebunden ist.

Die eine Strömung bezeichnet gesellige Kreise, deren Hauptziel — unbeschadet des zwanglosen heitern Verkehres — Förderung der Wissenschaft war.

Männer vom Fach gesellen sich zum Manne vom Fach, die Annäherung der Persönlichkeiten ist Mittel zur Orientierung im Fach, zum Austausch der Gedanken nach bestimmter Richtung, und dieser Austausch ist wieder Mittel zu höhern Zwecken des Wissens, die weit über die Grenzen des geselligen Verkehrs reichen. An diese Cirkel knüpfen sich die Namen der ausgezeichnetsten Fachmänner des Vaterlandes; sie sind für die Förderung der Wissenschaft in Oesterreich nicht nur die fruchtbarsten gewesen, sondern auch geradezu mafsgebend geworden. Und weil sie sich ein weltumfassendes Ziel setzten, so kam der Zeitpunkt über sie, wo sie, dem Phönix gleich, sich in ihrer Flamme verzehrten. Aus der Asche flogen die wissenschaftlichen Vereine und Gesellschaften, die jetzt bestehen, ins Wiener Leben.

Eine andere Strömung bezeichnet gesellige Kreise, deren Hauptziel — unbeschadet wieder des Ernstes, wenn er sich nicht etwa breit machen will — behaglicher Frohsinn, mithin totales Vergessen der Arbeit ist. Weg mit der Sorge des Tages! Weg mit der Misère der Zeit! Es lebe die Heiterkeit, der Witz, der lustige Einfall! Herein, wer froh sein will, meinetwegen in Pantoffeln und Flausrock, aber ohne Unmut; die „Zwidrigkeit" bleibe draufsen!

Diese geselligen Cirkel — sie zälten in jener Zeitperiode nach hunderten, wenn auch die wenigsten bekannt wurden — stehen den erstgenannten ganz gewiss an Höhe des Zieles, vielleicht auch an theoretischer Schulung des Geistes nach; aber nicht an Geist selbst, noch weniger an der Schnellkraft des explodierenden Witzes und der Logik heiterer Gedanken, am wenigsten jedoch an Wirkung auf das sociale Leben. Sie sind zumeist Fund- und Sammelstätten, manchmal auch die Brutstätten jenes Wiener Humors, mit dem es — man muss freilich davon absehen, in welchem Stockwerk er sich jeweilig bewegt — nicht so leicht ein anderer aufnimmt.

Auch an die geselligen Cirkel dieser Richtung knüpfen sich die best klingenden Namen unserer Stadt.

Die dritte Strömung endlich trägt gesellige Kreise, die weder die Wissenschaft noch den Frohsinn zum Princip haben, aber beiden Terrain geben, um sich nach Zufall zu gruppieren. Ihr Hauptziel ist die Geselligkeit selbst oder vielmehr

die Gesellung als Mittel zum Anknüpfen gegenseitiger Bekanntschaft, als Vereinigungspunkt von Personen verschiedener Geistesrichtung und verschiedener Lebenskreise. In diesen geselligen Cirkeln führt weder der Ernst noch der Scherz den Reigen, sondern eine aus beiden gemischte Stimmung, die, je nachdem man sich in bekannte trauliche Kreise geschoben sieht oder allein bleibt, sehr behaglich oder auch sehr unbehaglich werden kann. Die Freiheit der Bewegung und das Interesse des Genusses hängen von dem Ton ab, der in diesen Cirkeln klingt, und von dem Geschick der Anordnung, die der gastliche Hausherr oder die sinnige Hausfrau ihnen zu geben weifs, und danach zeigt sich auch ihre Wirkung als eine vorübergehende oder nachhaltige.

Ist es um historische Belege für die genannten drei Hauptformen geistigen Verkehrs zu thun, so wird aus schuldiger Rücksicht gegen Damen die dritte zuerst zu nennen sein. Die Abend-Cirkel der Frau von Arnstein von 1785 bis 1817 waren in Wien eine Erscheinung sondergleichen. Fanny, die Gattin des Bankiers Freiherrn Nathan Adam von Arnstein, an Schönheit und Anmut, an Geist und Bildung, an Herzensgüte und Gesellschaftssinn selbst eine seltene Erscheinung, öffnete die Räume ihres reichen Hauses allen, die durch Geist und Herz Anspruch auf höhere Geltung hatten. Nicht was man war, entschied, sondern wer man war. Die geistigen Elemente in nähere Berührung zu bringen und damit einem Culturzwecke zu dienen, schwebte der edlen Frau als Ideal vor. Kaiser

Joseph wuste das und hielt sie hoch; wer in Wien für edlere Geselligkeit Sinn hatte, sprach ihr Lob aus vollem Munde. Während des Wiener Congresses standen die Arnstein'schen Cirkel im Zenith ihres Glanzes, aber auch auf dem Wendepunkt ihrer idealen Anlage; sie wurden allgemach zum Salon, womit ich durchaus keine Bemänglung, sondern nur eine dem Wiener Genius minder adäquate Form der Geselligkeit bezeichnen will.

Im vollsten Gegensatz zu diesem Glanze standen die schlicht bürgerlichen Abend-Cirkel unserer vaterländischen Dichterin Caroline Pichler, die bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts reichen. Hier hatte es ein ins Haus eingewöhnter Kreis geistiger Gröfsen auf sich, Fremde einzuführen, und die Unterhaltung bewegte sich um Tagesereignisse und Gegenstände der Literatur und Kunst.

Die ähnliche Form — denn auch hier öffnete ein gastfreier Mann sein Haus dem nähern geistigen Verkehr — führt uns auf die berühmten Abend-Cirkel im Hause des ältern Jacquin, von denen man sagen kann, dass sie für die Vereinigung des geistigen Lebens in Wien bahnbrechend geworden sind. Und das war unter den damaligen Verhältnissen ein gleich grofses Verdienst wie das ihres Gründers um die Wissenschaft. Jacquin war aber auch der Mann dazu, solche Abende zu organisieren, er mit seinem Weltruhm in der Wissenschaft, mit seinem grofsen, edlen Herzen, mit seiner innigen Freude an den Nachstrebenden im Gebiete des Geistes, den es drängte, dieser Freude den rechten

Ausdruck zu geben. Der Gast, sowie er über die Schwelle des Hauses trat, war sein lieber Hausgenosse, fühlte auch dass er's sei, und vergafs es nie. Hat der Botaniker Jacquin seinen wohlverdienten Platz in unserm Andenken gefunden, so verdient ihn nicht minder der biedere, treuherzige Vater der geselligen Anregung des Geistes, und es würde dem Sohn oder Enkel eines jener Männer, die aus den Mittwochs-Abenden in der Bäckerstrafse so wertvolle Erinnerungen nach Hause trugen, nicht übel anstehen, wenn er eine Geschichte dieser Abende schriebe. Sie wurden von seinem Sohne fortgesetzt und nach dessen Tode theils von Endlicher, theils von Reichenbach noch wach erhalten, aber neben gründlich veränderten Verhältnissen schon mit einer mehr fachmännischen Färbung, die sie in die geselligen Cirkel unserer ersten Reihe stellt.

Bei diesen, welche die Förderung fachmännischen Wissens bezweckten, ist es merkwürdig, dass der erste, der sich in Wien bildete, sowie der letzte, der vor Gründung der fachwissenschaftlichen Gesellschaft bestand, den Naturwissenschaften angehörte. „Die einträchtigen Freunde in Wien" sammeln sich 1783 um den gelehrten und geistvollen Hofrat von Born zur physikalischen Untersuchung der Monarchie und zur gemeinsamen Herausgabe ihrer Arbeiten. — „Die ältern und jüngern Freunde der Naturwissenschaften" sammeln sich 1845 um den unvergesslichen Hofrat Haidinger zu gleichen Zwecken, aber zugleich zu einer gröfsern Aufgabe für die

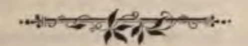
Sicherung der Wissenschaft überhaupt, die ihnen durch die gärende Zeit geboten war. Und so wie hier die Naturwissenschaften, hatten in der Zeit, welche zwischen diesen beiden Verbindungen inneliegt, auch andere Zweige des Wissens und Könnens — ich nenne das Rechtsfach, die Medicin, Geschichte, Statistik, die Musik, Malerei, plastische Kunst und Architektur — in zwangloser und anregender Geselligkeit den Eintritt ins öffentliche Vereinsleben vorbereitet. Im Grofsen und Ganzen lässt sich jeder wissenschaftliche Verein, der jetzt nach eigenen Statuten sein Fach pflegt, auf eine freie gesellige Verbindung zurückführen, die den Gedanken angeregt und nach jeder Seite hin durchgeprüft hat, bis er zum öffentlichen Ausdruck gelangte.

Zum Schluss bringe ich noch den historischen Beleg für jene geselligen Verbindungen, welche der Erholung in ihrer heitersten Form gewidmet waren und den Scherz — mehr oder weniger ungebunden — auf ihrer Fahne trugen. Wenn ich die bekanntesten chronologisch anführen soll, so waren es „die Ritter der blauen Erde auf Wildenstein“ — die zwar die wichtigsten Staats-Actionen auf dem Schlosse Sebenstein persolviert haben, aber von einem Wiener geführt und zumeist von Wiener Mitgliedern beeinflusst waren — weiter die „Ludlamshöhle“, dann die „Baumannshöhle“, die ältere „Concordia“ und endlich die noch bestehende „Grüne Insel“, die aber eben weil sie noch besteht hier aufser Betracht kommt. Jede dieser Verbindungen hat eine Geschichte voll köstlicher

Einzelheiten, bei denen Mangel an Geist und Witz gewiss nicht Schuld tragen, dass sie in den Acten schlafen. Wie wohl thut es, wenn man so recht vom Herzen lachen kann, und wie selten wird uns diese Wohlthat zu Theil. Aus jenen Acten rieseln noch die Quellen für ein solches Lachen. Weitaus der merkwürdigste unter den genannten Scherzvereinen in Wien war aber die „Ludlamshöhle“ durch ihre Zusammensetzung — sie enthielt die geistreichsten Männer aus allen Kreisen des Wissens und Könnens — dann durch ihre Wesenheit und endlich durch ihr Schicksal. Das Mitglied der „Ludlam“ verzichtete während der abendlichen Zusammenkünfte auf seinen Namen, auf seine Stellung im Leben, auf seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Ruf, überhaupt auf seine ganze Individualität zu Gunsten des Scherzes, der frank und frei mit ihm schaltete. Dichtung, Musik und zeichnende Kunst halfen während dieser Abendstunden den geistvollsten Unsinn combinieren, und jeder Unfriede, jede Ueberhebung wurde sofort mit lachendem Witz erstickt. Dinge und Personen aufser der Gesellschaft waren gefeit, d. h. sie durften um keinen Preis zum Gegenstand des Witzes und der lustigen Verfolgung gemacht werden.

Wir leben in einer andern Zeit . . . und wir müssen uns in die damalige ganz zurückversetzen, wir müssen uns die stadtläufigen Ansichten über Personen und Sachen klar vor Augen halten und auch den bombastischen Gallimatias in Anschlag bringen, der über die Worte und

Schriften dieser lustigen Gesellschaft ein gewisses geheimnisvolles Dunkel verbreitete, um es glaublich zu finden, dass sie eines Tages als staatsgefährlich in Untersuchung gezogen und aufgelöst wurde, wobei glücklicherweise kein Mitglied einen Schaden litt. Ist dies aber bei den damaligen Verhältnissen begreiflich, so bleibt doch das folgende nicht nur ein Unicum für jene Tage, sondern auch ein Beleg für alle Zeiten, dass der echte Humor unüberwindlich auch seinen Gegner meistert. Begreiflicherweise wurden die lustigen „Ludlamiten" durch die plötzliche Beschlagnahme ihrer Papiere und durch die Consignation ihrer Personen, um jeden einzelnen ins Verhör zu nehmen, in eine sehr ernste Stimmung versetzt, und jeder beantwortete die Fragen, die sein Inquisitor an ihn stellte, mit der seiner Situation angemessenen Würde. Diese Antworten — sie enthielten eine ganz natürliche Erklärung des als bedenklich vermuteten — standen nun mit dem, was man erwartet hatte, in einem so komischen Contrast, dass es dem Organ der Behörde von Minute zu Minute schwerer wurde, seinen amtswürdigen Ernst zu behaupten, bis es zum Schlusse ganz unmöglich war. Eine vergnüglichere Untersuchung von Amtswegen hat es nie gegeben. Und da die harmlose „Ludlam" aus Princip nicht mehr zum Leben erweckt werden konnte, so begrub man sie — unter schallendem Gelächter.





Ueber Association*)

mit Rücksicht auf den Verein für Landeskunde.

(1872.)

Wenn man unserer Zeit einen Walspruch vindicieren wollte, der ihr Dichten und Trachten, ihr Streben und Drängen mit kurzen Worten bezeichnet, man könnte keinen passenderen finden als: „Vereinigung der Kräfte", oder wie er von unserm allverehrten Herrscher gewiss nicht ohne Vorgefühl der Aufgaben, welche die Zeit fordert, gewält wurde: Unitis viribus. Niemals ist der Nachtheil der Kraftzersplitterung und das Bedürfnis des Zusammenwirkens so klar zum Bewustsein gekommen, als eben in der Zeit, in der wir leben und — um mit den Worten des Dichters zu reden — am Brautkleide der Zukunft weben.

Der Grund davon liegt offenbar in einer vorgeschrittenen Auffassung der menschlichen Natur.

---

*) Vortrag bei der Sommerversammlung in Retz.

Man ist zur Einsicht gekommen, dass der Mensch in der Absonderung von seinesgleichen das schwächste, hilfloseste Geschöpf und unfähig zur Entwicklung einer andern als seiner thierischen Natur, — im Verein mit Menschen aber alle Keime seiner edleren Natur zu entfalten fähig und auf die Bahn gestellt sei, auf welcher ihm ein wachsender und mit den höchsten Gütern des Lebens harmonierender Einfluss auf seine innere und äufsere Entwicklung gesichert, eine wohlthätige, seine materiellen wie geistigen Verhältnisse regelnde Herrschaft über die Natur in Aussicht gestellt werden kann.

In unendlicher Manigfaltigkeit und in zallosen Abstufungen sehen wir die Kräfte des Körpers, Geistes und Gemütes an die einzelnen vertheilt, und diese Vertheilung selbst musste den Gedanken wecken, dass die Vereinigung vieler zu einem Zwecke diesen in hohem Grade fördern müsse. Ja wenn wir diesen Gedanken bis zu seinen höchsten Höhen verfolgen, so ist auch wol der schöne Zukunftstraum gestattet, dass die Bestimmung der Menschheit nach der Gründung einer umfassenden Association aller menschlichen Anlagen und Fähigkeiten hindränge, in welcher jedes Individuum zum lebendigen Gliede einer Kette wird, welche Nationen mit Nationen und Geschlechter mit Geschlechtern verbindet. Darin liegt auch offenbar die Moral jeder Culturentwicklung, und die Weltgeschichte zeigt uns die allmähliche Verwirklichung dieser Idee. Sie stellt uns die Bildung vielfacher Vereine vor

Augen innerhalb gewisser Schranken, und wieder die Zerstörung und Auflösung derselben, sobald sie für die drängende Fülle des nachwachsenden Lebens allzu beengend geworden sind, damit daraus unter neuen Formen neue Verbindungen sich gestalten.

Wir leben in einer Zeit, wo die verschiedenen Zweige menschlicher Thätigkeit innerhalb der Kreise, in denen sie Jahrhunderte sich bewegt hatten, nicht weiter festzuhalten sind, und das Streben nach einer neuen Vereinigung dieser Thätigkeiten, theils zur Erreichung positiver Vortheile, theils zur Abwehr bestehender oder drohender Uebel entschieden hervortritt.

In dem Mafse, als sich das Grundeigentum mehr und mehr vertheilte, als die Bande des Zunftzwanges gelöst oder erweitert wurden, und zugleich der Besitz und Erwerb der geistigen Güter aufhörte das Monopol einzelner Classen zu sein — in dem Mafse als in allen Bereichen menschlicher Thätigkeit die freiere Concurrenz Raum fand und wuchs, mussten auch die freien Verbindungen (Associationen) für alle erdenklichen Zwecke des menschlichen Lebens zunehmen. Unter stets neuen Formen und Namen wuchs und wächst fort und fort die Zal solcher Verbindungen, nicht blos zum Gewinn und Vertrieb von materiellen Gütern, die sich durch die manigfaltigste Combination von Natur- und Menschenkräften erzeugen lassen, sondern auch zur gemeinsamen Erforschung der Wahrheit in allen Reichen des Wissens sowie zur Verbreitung von jeder Art von Kenntnissen.

Auch in das Gebiet des religiösen und sittlichen Lebens griff der mächtige Associationsgeist in früherer Zeit durch Vereine nach dem Gepräge jener Zeit, und greift heute noch durch Missionsgesellschaften, Mäfsigkeitsvereine, Vereine für Besserung von Verbrechern, für die Rettung verwarloster Kinder u. s. w. auf vielfache Weise mit neuer und bedeutender Wirkung ein.

Allerdings kann die Verbindung von Kräften, wie zum Guten, so auch zum Schlimmen gekehrt werden und sich zum Nachtheil des Gemeinwesens auch in unerwünschter und der innern Gesittung abträgiger Weise wirksam erweisen; und der Vortheil, der in der Vereinigung von Kräften liegt, kann wie auf einer Seite Edelgesinnten und gemeinnützig Strebenden, auf der andern auch der Selbstsucht, dem potencierten Sonderinteresse, dem Schwindel und der Gaunerei zu Gute kommen. Die Annalen der Criminalstatistik lassen kaum einen Zweifel übrig, dass die Neigung zu gemeinschaftlicher Verübung von Verbrechen hie und da zugenommen hat.

Aber alles in allem verschwinden diese schlimmen Einflüsse des Associationsgeistes gegen die heilsamen und in der That grofsartigen Erfolge, die er erzeugt; und den reichsten Segen breitet er erfahrungsgemäfs gerade über diejenigen Culturgebiete aus, wo ihm die freieste Entwicklung gesetzlich gestattet ist.

Ich habe hier die Association im weitesten Sinne bezeichnet, in welchem auch die Gemeinde, der Staat als Vereine aufgefasst werden, ja es

sogar auch Vereine von Staaten geben kann, wie es deren wirklich gibt. Wir haben es aber zunächst mit dem Verein im engern Sinne zu thun.

In diesem unterscheidet man den Verein sowol von der Gesellschaft an sich und den staatlichen Körperschaften, als von der Association und den Genossenschaften und bezeichnet nur solche Verbindungen von Kräften als Verein, welche weder aus einem allgemein menschlichen oder staatlichen Bedürfnis, wie z. B. die Staats- und Religionsgesellschaften, Gemeindecorporationen u. s. w., hervorgehen, noch Zwecke verfolgen, die unmittelbar auf die Förderung eines persönlichen Interesses der Theilnehmer abzielen (wie z. B. die Actiengesellschaften, die kaufmännischen Gesellschaften, die wirtschaftlichen Associationen). In diesem engern Sinn gelten als Verein nur diejenigen Verbindungen, welche eine freigewälte Thätigkeit im Interesse der Gesammtheit oder kleinerer Kreise ohne Rücksicht auf eigenen materiellen Gewinn zum Gegenstande haben. Und ein solcher Verein ist der Verein für Landeskunde von Niederösterreich, der sich zum Ziele setzt, die Kenntnis des engern Vaterlandes nach jeder Richtung zu fördern und zu verbreiten. Von seinen Publicationen liegen Ihnen heute neben den Blättern für Landeskunde das vierte Heft der Topographie, abschliefsend mit dem 32. Druckbogen des ersten Bandes, und 45 Sectionen der Administrativkarte (111 Blätter im Mafsstabe von

von ein Zoll gleich 400 Quadratklafter) zur Einsicht vor.*)

Die Mittel, welche dieser Verein zur Verfolgung seiner Ziele gebraucht, so wie die Anforderungen, die er deshalb an seine Mitglieder stellt, sind Ihnen bekannt. Ueber den Erfolg seiner nunmehr achtjährigen Thätigkeit ein Urtheil auszusprechen, kann nicht meine, d. i. die Sache eines in dieser Richtung Befangenen sein.

Aber es gibt ein Mittel, seine Thätigkeit und seinen Zustand darzulegen, das nach meiner Ansicht unverfänglich ist und jeden Irrtum zu Gunsten oder Ungunsten ausschliefst, so dass ich es ohne Bedenken gebrauchen kann. Es ist die unerbittliche Ziffer der statistischen Darlegung. Wenn ich sie brauche, dürfen Sie aber nicht besorgen, durch eine trockene Aneinanderreihung von Zalen ermüdet zu werden. Haben wir doch weder Capitalien zu verrechnen noch Dividenden zu vertheilen. Was der Verein einnimmt — bei dem Jahresbeitrage von 2 fl. für jedes Mitglied lässt sichs ohne Mühe als eine sehr mäfsige Summe zusammenfassen — gibt er in der Regel wieder aus — und eine auch nur oberflächliche Uebersicht der Kosten, welche die Zustandebringung der Topographie und der Administrativkarte verursachen, wird bei klarer Erwägung ersichtlich machen, dass der Verein

*) Von der Topographie ist heute (Schluss 1879) der I. Band (92 Druckbogen in Grofsquart) vollendet, vom II. Bande das 7. Heft ausgegeben. Von der Administrativkarte werden die letzten 16 Blätter zur Ausgabe versendet.

[illegible] Mitglieder [illegible]

[illegible] Mitglieder [illegible] Wien [illegible] Wien [illegible]

[illegible] im Jahre [illegible] wurde der Verein [illegible] Sommerversammlung [illegible] Mitglieder [illegible] Wien [illegible]

[illegible] Sommerversammlung [illegible]

Bei der Sommerversammlung [illegible] Mitglieder [illegible] der Lande außer Wien angehörten.

Bei der Sommerversammlung [illegible] zählte der Verein [illegible] Mitglieder [illegible] hinzugekommenen [illegible] dem Lande außer Wien an.

Bei der Sommerversammlung [illegible] zählte der Verein [illegible] Mitglieder [illegible] hinzugekommenen [illegible] der Lande außer Wien an.

Bei der Sommerversammlung 1870 zu Waidhofen an der Ips zälte der Verein 710 Mitglieder und die neu hinzugekommenen 23 waren bis auf 4 vom Lande aufser Wien.

Bei der Sommerversammlung 1871 in Horn zälte der Verein 764 Mitglieder, von den neu hinzugekommenen 54 waren 48 vom Lande aufser Wien.

Mit Beginn endlich unserer Sommerversammlung in Retz zält der Verein 960 Mitglieder, mithin 196 mehr als im Vorjahre, unter denen wieder mehr als vier Fünftel dem Lande aufser Wien angehören.

Die Zal der Mitglieder wuchs demnach innerhalb 7 Jahren um 477, d. i. nahezu um die Zal, welche der Verein im ersten Jahre seines Bestehens hatte, und zält heut unter seinen 960 Mitgliedern 421 Wiener und 539 vom Lande aufser Wien.*)

Wenn das langsame und stetige Wachsen und der Umstand, dass der Zufluss in den letzten Jahren ein zunehmend stärkerer war, als ein Wahrzeichen betrachtet werden kann, dass das Verständnis der Ziele und des Strebens der allgemeinen Theilnahme immer näher rückten, so lässt sich der bezeichnete Personalstand immerhin als ein günstiger annehmen.

Nicht so, wenn man die Gesammtzal jener Bewohner des Landes ins Auge fasst, die von den Arbeiten des Vereines einen mehr als mittelbaren Vortheil ziehen, und wenn man jene manigfältigen Anlässe für eine ganz im Zweck des Vereins lie-

---

*) Heute (Schluss 1879) zält der Verein 1340 Mitglieder, davon 498 in Wien, 842 aufser Wien.

gende Thätigkeit berücksichtigt, welche der Verein unbeachtet lassen muss, weil ihm die Mittel zur Ausführung fehlen.

Um den letzten Punkt durch einige Beispiele zu erläutern, so läge es z. B. ganz im Bereich des Vereinszweckes, ein Urkundenbuch von Niederösterreich herauszugeben, wissenschaftliche Arbeiten zu unterstützen, welche sich auf die Pflege und Verbreitung der Heimatskunde in Schule und Haus beziehen, und namentlich die Bearbeitung und Herausgabe von Monographien über einzelne Orte und Gegenden des Landes durch seinen materiellen Beitrag zu erleichtern.

Eben so verdienstlich wäre es und im Vereinszweck liegend, für die bildliche Darstellung der schönsten Landschaften und wichtigsten Gebäude von Niederösterreich nach einem geregelten Plan fördernd thätig zu sein, um so mehr, als damit für die vom Verein bearbeitete Topographie eine sehr erwünschte Illustration geschaffen würde.

Nicht minder endlich läge es dem Verein nahe, durch wissenschaftliche und kunstgebildete jüngere Kräfte das Land nach allen Richtungen durchforschen zu lassen, um jene vielen historischen Denkzeichen in Wort und Bild, die bei uns oft in schutzlosen Winkeln und unbeachtet verborgen liegen, der Beachtung, Verwertung und zum wenigsten der wissenschaftlichen Benützung zuzuführen.

Alles das sind fromme Wünsche, welche der Verein wol hegen darf und muss, weil sie in

seinem Zwecke liegen und er sich des regen Willens bewust ist, ihrer Erfüllung jede mögliche Obsorge zu widmen, die aber bei seinen Verhältnissen auf natürlichem Wege erst dann erfüllt werden können, wenn die Zal der Vereinsmitglieder um das dreifache und vierfache gewachsen ist. Dies wäre bei der Gesammtzal jener Bewohner von Niederösterreich, die am Verein Interesse finden könnten, wenn sie wollten, allerdings und auch in kurzer Zeit möglich, — aber es ist nicht wahrscheinlich.

Zum Belege diene die Vertheilung unserer gegenwärtigen Mitgliederzal auf die politischen Bezirke des Landes.

Wir beziffern die Stadt Wien mit 421, Wr.-Neustadt Stadttheil mit 25, Waidhofen an der Ips Stadt mit 13 Mitgliedern, und von den politischen Bezirken Amstetten mit 20, Baden mit 17, Bruck mit 10, Grofsenzersdorf mit 5, Hernals mit 23, Hollabrunn mit 51, Horn mit 31, Korneuburg mit 16, Krems mit 37, Lilienfeld mit 11, Mistelbach mit 19, Neunkirchen mit 40, Neustadt mit 19, St. Pölten mit 61, Scheibs mit 4, Sechshaus mit 64, Waidhofen an der Thaya mit 12 und Zwettel mit 13.

Unter den Städten des Landes steht im Verhältnis der Bewohnerzal vorläufig Retz am höchsten, indem es für sich 33 Mitglieder ausweist.

Vertheilen wir die Mitglieder nach den Berufsarten, was in Bezug auf das Verständnis der Aufgabe des Vereines und die Würdigung seines

Strebens ein nicht geringes Interesse bietet, so haben wir nach der Höhe der Ziffer geordnet:

Bürger 251, Beamte 242, Geistliche 146, Aerzte, Advocaten, Notare und Männer der Wissenschaft 119, Lehrer 97, Grofsgrundbesitzer und Adelige 51, Militär 29, Gemeinden, Schulen, Bibliotheken 24, Mitglieder aufser dem Lande 24.

Welche Folgerungen man immer aus diesen statistischen Angaben ziehen mag, eines ist gewiss: der Verein erfreut sich einer wachsenden Theilnahme, er hat namentlich in der Bevölkerung der gröfsern Orte des Landes mehr Boden gefasst und dort solche Elemente für sich gewonnen, welche den Wert der Landeskenntnis und der auf ihr fufsenden Verstandes- und Gemütsbildung zu schätzen wissen, und deshalb am ehesten geneigt sein werden, ihm Freunde und Theilnehmer in weitern Kreisen zu werben.

Ich glaube aber durch die ziffermäfsige Darlegung seines jetzigen Standes auch einen Beleg beigebracht zu haben, dass es dem Verein ernstlich zu thun war, mit den ihm gebotenen Mitteln das mögliche zu leisten.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserem Thema zurück.

Aus der früheren Darstellung werden Sie, geehrte Frauen und Herren, entnommen haben, dass die Vereine nichts zufälliges sind, was etwa einem besonderen Belieben seinen Ursprung verdankt. Sie sind Producte einer bessern Erkenntnis der Bedürfnisse, welche die Entwicklung der Cultur heischt und erzeugt; sie sind, so wie Kinder

der Zeit, auch Kinder jenes für uns fühlbaren, aber unerforschlichen Geistes, der die Cultur der Menschheit in ihre Bahnen lenkt und auf diesen Bahnen trotz aller Hemmnisse, die uns entgegenstehen, oder die wir uns selbst hinstellen, unwiderstehlich vorwärts schiebt. Wir sind gewohnt diesen Geist den Geist der Zeit zu nennen, und am Namen liegt zuletzt nicht viel. Aber wer am Faden unparteiischer Geschichte den Wechsel im Geschick der Völker verfolgt; wer alles, was im Lauf der Zeiten durch Bewegung der dem Menschen inwohnenden Kräfte geworden ist, mit dem vergleicht, was ehemals war und wie es allmählich wurde, wie manches Flämmchen in der Dunkelheit, das man im Glauben früherer Zeiten als Irrlicht bezeichnete, sich nachgerade als wahres und wohlthätiges Licht erwies, und umgekehrt manche Leuchte, die man den Menschen vortrug, als Irrlicht; wie tausend an sich unscheinbare Vorfälle, Erscheinungen, Bedrängnisse unsichtbar und unfühlbar sich allgemach zu einer Kraft vereinigten, welche alte, festgewurzelte Systeme und Anschauungen über den Haufen warf — wer, sage ich, die Welt von diesem höhern Standpunkt betrachtet, der wird auch in dem Geiste der Zeit eine bindende Notwendigkeit höherer Art erkennen, die drängt und treibt, ohne dass wir widerstehen können, wie sie von jeher unwiderstehlich gedrängt hat, und er wird sich bemüfsigt fühlen, in diesem Geiste das Manifest der göttlichen Weltordnung zu achten, welche der Menschheit ihre ganz bestimmten

Bahnen weiset und sie dem ganz bestimmten Ziele zuführt, wie ich es früher in kurzen Worten angedeutet habe.

Natürlich steht dabei dem einzelnen Staubgebornen frei, langsamer zu gehen oder schneller zu laufen, am Wege zu schlafen oder rüstig zu arbeiten, sein Talent vom Rost fressen zu lassen, oder es zu verwerten, die Bahn im Fortschrittsinne von Steinen zu reinigen oder kleine reactionäre Maulwurfshügel hineinzubauen — ganz wie es dem Menschen beliebt. Die Entwicklung im grofsen und ganzen unterdrücken kann er nicht. Er wird sie höchstens im kleinen und zeitweilig verzögern, was in der That eine sehr undankbare Mühe wäre. Aber er thut am besten, wenn er dieselbe, so weit seine Kraft reicht, vernünftig fördert.

Die Wirkungen dieses Geistes der Zeit lassen sich an einem naheliegenden Beispiele anschaulich machen.

Die älteste Geschichte des Ortes, an welchem wir heute so traulich beisammensitzen, und der ganzen Umgebung nach Ost und West ist trotz aller Anstrengungen, die man bisher gemacht hat; sie aufzuhellen, noch immer sehr dunkel; und wenn man es beim Grubenlichte der historischen Forschung warnimmt, wie die Ortsnamen aus der hiesigen Gegend frühestens, und zwar sehr sparsam in den Urkunden des eilften und erst häufiger in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts auftauchen, so wird man kaum irre gehen, dass die Anfänge einer regeren Cultur in diesem Landstriche

nicht höher hinaufreichen, als in die angedeutete Zeit. Ob die erste auf das Christentum gestützte Cultur aus dem nördlichen Nachbarlande in diese Gegenden getragen wurde, ob Retz insbesondere deutschen Kolonisten seine ersten Anfänge danke, lässt sich mit den vorhandenen Mitteln historischer Forschung nicht entscheiden.

Lassen Sie daher historische Wahrscheinlichkeit und dazu etwas romantischen Schwung gelten, wenn ich sage, das Land zwischen der Fugnitz, Pulka und Thaya sei vor neunhundert Jahren noch zumeist — im Westen ganz gewiss — eine von Wald und Sumpf überwucherte Wildnis gewesen, durch welche die genannten Flüsse mit mehr oder weniger Hindernissen ihren geschlängelten Weg suchten und ein — damals noch von keinem Landesausschuss geregelter — Saumpfad an ihrem Ufer die spärlichen und ebenso primitiven Ansiedlungen mit einander verknüpfte. Und die Stätte, wo wir jetzt eben der Gastfreundschaft einer theilnahmsvollen und dem Fortschritte zugewandten Stadt uns erfreuen, war vielleicht das ungastliche Revier einer Bärin, die bekanntlich für Culturideen keinen Sinn hat, und höchstens aus ihrem brummigen Gleichmut durch die Hunde des Jagdherrn mag gestört worden sein, wenn er mit seinem waidlustigen Gefolge das Jagdgebiet durchritt.

Nun gab es zu jener Zeit — ehe noch urkundlich die Playen auf Hardegg, die später Herren und Gutthäter von Retz wurden, die Therasburger, Fronsburger, Rigersburger und die von Kaya genannt werden, keinen mächtigern

Herrn im Umkreise, als den Grafen von Pernegg, vielleicht blutsverwandt mit den steierischen Ottokaren, da er ihren Panter im Wappen führte. Sein wald- und wildreicher Besitz reichte von den Höhen, die nördlich von Horn gegen Ost hin ziehen, weit ausgedehnt bis an die Thaya und wahrscheinlich noch drüber.

Was gäben die Bewohner von Retz jetzt darum, wenn ein Theil jener herrlichen Waldung, wenigstens auf dem Zuge des Manhartsberges, der ihnen das Trinkwasser zuführen soll, Schatten und Nass spendend noch stünde? Wie wenig bedeutend dagegen ist der Ruhm der Stadt, dass sie mehr Wein habe als Wasser, da er ihr die bittere Notwendigkeit nicht ersparen kann, sich um jeden Preis wieder einen Wald und durch ihn Wasser zu schaffen.

In jener alten Zeit war die Jagd nicht nur eine Lieblingsbeschäftigung der grofsen Herren, wie sie es jetzt noch ist, sondern in der Regel auch eine für die Cultur mafsgebende, und der Jagdzug eines reich begüterten Dynasten war gewissermafsen eine Expedition in unerforschtes Gebiet. Er bot ihm neben dem Wilde, das seiner Waidlust anheimfiel, die beste Gelegenheit den Zustand des Jagdgebietes im Lichte seiner Einsicht und Erfahrung zu schauen und an diese Anschauung Gedanken zu knüpfen, wie sie dem Erforscher unbekannter Erdstriche sich unwillkürlich aufdrängen.

Nicht ohne Grund knüpft die Tradition von der Gründung notorischer Culturstätten unseres

Landes und auch anderer Länder an ein Abenteuer auf der Jagd: so der Schleier der Markgräfin Agnes, dem Klosterneuburg, der Eber des Baierfürsten Thassilo, dem Kremsmünster, der sprossende Eichbaum des Chuenringers, dem Stift Zwettel sein Entstehen dankt; ja selbst die Begabung der ruhm- und stiftungsreichen Babenberger mit der Mark Oesterreich hängt in der Sage bekanntlich an einem Liebesdienste, den der erste Babenberger seinem Kaiser auf der Jagd erwies. Wir dürfen daher immerhin als Regel gelten lassen, dass den grofsen Herren damals die guten Gedanken auf der Jagd kamen. Ob heute noch, ist zweifelhaft. Und wahrscheinlich war es auch auf einer Jagd in dem vorbezeichneten Revier zwischen der Fugnitz, Pulka und Thaya, wo dem Grafen von Pernegg — ob er Eckbert oder Udalrich hiefs, überlassen wir dem Zwielicht der Quelle — der gute Gedanke kam, mit den regulierten Chorherren des h. Norbert, welche nicht lange vorher in einen Orden zusammengetreten waren, einen Pakt zu schliefsen, nach welchem er ihnen ein Waldgebiet um Geras und ein anderes um Pernegg zu eigen gab unter der Bedingung, dass sie dort den Wald roden, Aecker und Gärten anlegen und den deutschen Siedlern, die herangezogen würden, eine christliche arbeitskräftige Wirtschaft bereiten.

Zwischen den Jahren 1160 und 1175 zogen die Prämonstratenser in Pernegg und Geras ein, an welchem letztern Orte sie heute noch sind. Um dieselbe Zeit waren auch schon in andern Ge-

genden des Landes die damaligen Pionniere der Cultur thätig, insbesondere die Benedictiner von Melk, Göttweig, Wien und Altenburg, und der Wetteifer im Werke der Gesittung wirkte mit der vollen Kraft einer neuen auf innern Beruf basierten Institution. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn hundert Jahre später — so weit dies aus urkundlichen Belegen gefolgert werden kann — die Landschaft einen ganz veränderten Charakter zeigt.

Wo war die vom struppigen Wald durchfeuchtete Wildnis? — Im höhern westlichen Theile des Gebietes hatte sie dem geregelten Forst Platz gemacht; um die Klöster Pernegg und Geras sammelten sich stattliche Gemeinden; das Mühlrad am Wasser rauschte, der Schmiedehammer pochte, und die betriebsame Arbeit für die Notdurft des Lebens war in den Hütten eingekehrt. Im östlichen niedern Theile wich der Wald dem lohnenden Acker und Garten und an den sonnigen Lehnen insbesondere der Pflege der Weinrebe, die bestimmt war, der ganzen Gegend für die Zukunft ein eigentümliches Gepräge aufzudrücken. Die Siedelungen schlossen sich zu Dörfern zusammen, die Gemeinden mehrten sich, der Wohlstand wuchs mit dem geregelten Erwerb. Und was die Prämonstratenser von Pernegg und Geras für die äufsere und innere Cultur dieser Gegend leisteten, wurde zur selben Zeit, wie ich schon andeutete, von österreichischen Ordensmännern anderer Stifte unterstützt und gefördert.

Nicht lange nach der Stiftung jener beiden Klöster finden wir die Herzogenburger in

Salapulka, die Wilheringer in Teras, die Göttweiger in Unternalb, die Melker in Wullersdorf und Unter-Markersdorf, die Lilienfelder in Unterretzbach und vor allen thätig im Weinberge des Herrn wie des Stiftes die Schotten von Wien in Pulkau, Weitzendorf, Wetzelsdorf, Zellerndorf.

Sie werden mit Recht sagen: Aber das haben doch die Mönche nicht allein gethan, da müssen auch andere Umstände zur Umwandlung mitgewirkt haben! — Ganz richtig! und ich nenne Ihnen auch einige dieser Umstände: das Glück, dass Oesterreichs Landesherren — damals die Babenberger — die Verbreitung der Cultur als ihre besondere Mission betrachteten und jedem Anwurfe dazu ihre ausgiebige Stütze boten; der Vortheil, den der begüterte Adel und die besitzenden Klöster selbst aus der Verwertung von Grund und Boden zogen und der sie fort und fort zur Besiedelung der ertragfähigen Gründe drängte; vielleicht auch der Wetteifer mit dem auf dem Felde der Wirtschaft rührigen Nachbar über der Thaya, der freilich, während er drüben das seinige besorgte, damals häufig geneigt war, herüben auch das Fremde sich mit dem Schwert zu holen.

Die schwerste Arbeit bei jeder Art von Cultur, nämlich den Anfang, das Bahnbrechen hatten dennoch die Ordensleute auf sich. Ihres Amtes war es, den wilden Wald so wie den wilden Menschen aus dem gröbsten herauszuhauen, und das ist ein Unternehmen, das Respect verdient; es ist das mühsamste und beschwerlichste; zu dem

leichtern finden sich wol andere auch. Jene Ordensleute aber wirkten ganz im Geiste der Zeit, wie er sich dazumal kundgab, oder wenn wir das ins Christliche übersetzen: sie waren in der Hand Gottes gefügige Werkzeuge, die Entwicklung der Menschheit zu fördern.

Und fragen wir im Bewustsein der schwachen Kraft, die dem einzelnen zu Gebote steht, wie diese einfachen Mönche so Grofses in so kurzer Zeit — was sind hundert Jahre in der Culturentwicklung eines urzuständlichen Landstriches! — haben leisten können? — so liegt die Antwort klar und für uns bedeutsam in ihrer Verfassung. Sie waren ein Verein, sie wirkten im Bewustsein ihres gemeinsamen Zweckes, zu dessen Gelingen jeder seine Kraft opferwillig hergab. Sie sehen demnach, meine geehrten Frauen und Herren, wie der Antrieb für die Lösung grofser und schöner Culturprobleme schon in alter Zeit in den Vereinen lag und welche wunderthätige Kraft ihr Wirken hatte.

Der totale Umschwung, der sich seither beinahe in allen Verhältnissen des Lebens vollzog, hat selbstverständlich auch auf die Form und Aufgabe der Vereine umgestaltend gewirkt.

Zu einer Zeit, wo es galt, die wilde Natur zu bändigen und den wilden Menschen in die ersten Stadien der Cultur zu leiten, da musste der Verein, der sich dieser Aufgabe unterzog, unbedingt auf positiver Religion fufsen und neben der Werkthätigkeit den Glauben, den er auf seiner Fahne trug, mit religiöser Disciplin in die Herzen pflanzen. So ist es ja noch heute in jenen

Theilen der Erde, wo man die Anfänge der Cultur zu den Wilden trägt.

Heutzutage gibt es bei uns keine eigentlich wilde Natur mehr, sondern höchstens eine verwilderte d. h. durch Trägheit, Vorurtheile und schlechte Wirtschaft herabgekommene; und ebensowenig gibt es bei uns heute noch eigentlich wilde d. i. urrohe Menschen, sondern höchstens verwilderte, verrohte d. h. durch mangelnde oder schlechte Erziehung, durch Leichtsinn und Vergeudung der Kraft entsittete.

Das ist aber in vieler Beziehung noch weit schlimmer, weil es nicht nur gilt, das Gute zu pflanzen, sondern früher und dazwischen auch das Schlimme zu entwurzeln. Das fordert ein weit gröfseres Aufgebot von Kraft, wenn den Uebeln, die damit drohen, entgegengewirkt und dem Gemeinwohl eine Stütze soll geboten werden.

Ehemals drängte der Geist der Zeit zu Vereinen nur dort, wo es einem grofsen und nächsten Bedürfnisse Bahn zu brechen galt. Heute fordert der Geist der Zeit Vereine nach allen Richtungen und für alle Lebenskreise, wenn das Gute in dem Mafse, wie es soll, und mit jener standhaften Festigkeit, die der rasche Flug der Zeit verlangt, gefördert sein will. Das Handwerk gedeiht nicht mehr ohne Vereinigung der Kräfte, die Industrie erliegt ohne Vereinigung des Capitals, die Landwirtschaft erschwingt die Steuern nicht ohne Vereinigung der Arbeit; ja die Staaten lassen sich nicht mehr regieren, ohne dass der Herrscher seine Gewalt mit einem Verein von

Regierten theilt. Und alle diese Erscheinungen, die unwiderleglich vor unsern Augen liegen, wurzeln eben in dem Bewustsein, dass die Einzelkraft gegen die stürmischen Forderungen der Zeit nichts vermag, und dass nur im thatkräftigen, treuen Zusammenwirken für einen Zweck ein Erfolg liege.

Mit inniger Befriedigung constatiere ich die Thatsache, dass die Stadt Retz, das nach der Zal der Mitglieder und nach der literarischen Bethätigung — ich verweise auf Puntschert's Denkwürdigkeiten von Retz — hervorragendste Glied des Vereines für Landeskunde es verstanden hat, auch die Frauen in das Interesse zu ziehen. Der Augenschein spricht dafür, und es ist das nicht nur eine sehr schätzbare, sondern auch eine kluge That. Sind ja doch die Frauen erfahrungsgemäfs die unermüdlichsten Dränger zu gemeinnütziger Thätigkeit. Sie rütteln die Schläfrigen auf, spornen die Sorglosen zu ernstem Streben, lassen nicht zu, dass etwas, was angefangen ist, unvollendet bleibe, schieben und treiben ohne Rast, wo das Interesse der Ihrigen betheiligt ist, und das mit einem Anstand, mit einem feinen Tact, dass wir Männer nichts dagegen haben können und in der Regel schon geschoben sind, ehe wirs merken. Das ist aber im Vereinsleben von gröfster Wichtigkeit. Frauen sind auch die besten Sicherheitsventile gegen Dampfexplosionen von Eitelkeit, von gereizter Empfindlichkeit und wie alle die Gefahren heifsen, die man in Corporationen zu gewärtigen und abzulenken hat. Ich meine Frauen im Verein mit Männern.

Dagegen Frauen unter sich — ohne Männer — und ein Vereinsleben? — Gestatten Sie mir vor der Hand einen leisen Zweifel, dass sich so etwas fügen könnte.

Nicht dass ich den Frauen die Fähigkeit absprече, unter sich Gegenstände der Erwägung aufzufassen, dieselben sich gründlich klar zu machen und ganz förderliche Beschlüsse zu fassen. Im Gegentheil, das treffen sie vielleicht fliefsender, feiner und fügsamer als die Männer und diese könnten manches dabei von ihnen lernen.

Auch wo es sich darum handelt, eine Ansicht in der Rede klar darzulegen und die Opposition mit sanften Rippenstöfsen zu tractieren, ist die Frau dem Vereinsmann überlegen.

Aber es liegt etwas in der Natur der Frauen, in ihrem Wesen, was, so liebenswürdig und anmutend es an sich ist — einer ernsten Vereinsthätigkeit denn doch widerspricht. Zunächst bringen im überströmenden Wohlwollen ihres Herzens die Frauen es nicht über sich, in irgend einer Sache ernstlich Ernst zu machen; sie thun nur so, als obs Ernst wäre. Wenn sie aber in der Debatte stechen, so blutets nicht, wenn sie schneiden, so schmerzts nicht, und wenn sie mit Ruten geifseln, so ists als ob man gekitzelt würde. Ich bin von meiner seligen Mutter, Gott sei Dank, oft gehauen worden, von meinem Vater auch mehrmal, wiewol weniger, als es Not gethan hätte; aber die mütterlichen Schläge waren gegen die väterlichen wie leichte Schneeflocken gegen eine Sturzlavine.

Ein klarer Beleg für diese angeborne Weichherzigkeit der Frauen gibt ihr Verhalten beim Kaffee, wie es — nicht von mir, sondern von älteren aber glaubwürdigen Schriftstellern geschildert wird.

Bekanntlich ist dieser arabische Nektar der Zaubertrank, der — wie den Männern der Wein — den Frauen die Zunge löst und die Geister entfesselt. Die einzig fruchtbaren Frauenvereine knüpfen sich von Alters her an den Kaffee. Lassen Sie einen Kreis von Frauen beim Kaffee zusammen sein und jede ein par Löffel von dem verfänglichen Tranke geschlürft haben. Früher wurde vom Wetter gesprochen und von der Kürze der Tage, vom Kleiderschnitt und von Werken der Barmherzigkeit, von der Theuerung des Fleisches und von dem Kreuz mit den Kindern.

Mit einem Male werden die Geister lebendig, und die Funken des Witzes springen von allgemeinen Gegenständen auf besondere über, bis sie endlich auf einem ganz bestimmten hängen bleiben, auf einer Person, deren Name zufällig genannt wurde und die nicht in der Gesellschaft anwesend ist. Da knattert und platzt ein wohlgenährtes Kreuzfeuer von Bemerkungen, von denen keine ihr Ziel verfehlt. Was Humor und Witz, was schwatzhafte Heiterkeit und schalkhafte Ironie bieten kann, wird im prasselnden Rakettenfeuer verpufft, und man sollte glauben, es sei auf den grausamen Mord des Opfers abgesehen, an welchem, wenn die Kaffeebegeisterung einmal im Zuge ist, kein guter Faden übrig bleibt.

Aber nichts weniger — Es war nur ein harmloser Scherz, den die Erregung des Augenblicks eingab, eine ganz unschuldige Uebung im mündlichen Verfahren, das derjenigen, die so gründlich zerlegt wurde, nicht den geringsten Schmerz verursachte. Im Gegentheil, während ihre geistige Zerfleischung stattfand, gieng sie vielleicht wolgemut und mit dem besten Appetit ab und zu und erscheint morgen ebenso wolgemut mit den andern beim Kaffeetisch, um an der Zerlegung eines neuen Opfers theilzunehmen.

Ich habe diesen Fall, wie gesagt, aus älteren Schriftstellern entlehnt, während die neuern darüber schweigen; entweder weil diese schöne Uebung unter den Frauen abgekommen ist, oder weil man dem Kaffee jetzt zu viel Cichorie und anderes beimengt; jedenfalls beweiset es, dass die Frauen im Verein unter sich des Ernstes der Handlung nicht leicht Meister sind.

Aber wo es gilt, im Verein mit Männern und gestützt von diesen, dem Guten, Edlen, Gemeinnützigen Bahn zu schaffen, da gibt es — will man der Wahrheit Zeugnis geben — keinen stärkern Verbündeten, als gerade die Frauen. Und hier ist das Gebiet, wo das innerste Wesen des Weibes sich in seiner ganzen Herrlichkeit zeigt, unbeschadet der socialen Stellung, die — ich möchte sagen — der Natur der Frauen angewiesen ist. Weiset doch die ganze Anlage des weiblichen Wesens auf ein stilles Leben hin. Ihre sanfte Neigung erheischt Fernsein vom Geräusch der Welt, mehr Beschränkung auf sich und auf einen

engern, *gemütlichen* Kreis. Weibliche Seelenstärke zeigt sich nicht auf der Bühne der Welt, sondern im Weichbild des Hauses, im Dulden und Austragen häuslicher Leiden, am Krankenbette geliebter Personen, im Vertrauen auf den Himmel und in einer Selbstüberwindung, deren der Mann nicht fähig ist. Für die richtige Stellung des Weibes ist nichts bezeichnender, als dass wir ein inneres Misbehagen fühlen, wo die Frau sich vordrängt, wo sie bemerkt und bewundert sein will oder auch nur sich lauter ankündigt, als es mit der natürlichen Zartheit ihres Wesens verträglich ist; und dass wir von einem unnennbar wohlthuenden Gefühl beschlichen werden, wo wir die Frau in ihrem häuslichen Kreise walten sehen, wie sie geräuschlos ordnet und schlichtet, wie sie mit sinnendem Auge die Gedanken abliest und lenkt, wie sie das Drückende der Entbehrung mildert, den Ernst des Geschäftes scheucht, für den Wermutbecher des Lebens, den am Ende jeder trinken muss, immer einen Tropfen Süfsigkeit bereit hält, wie sie begütigt und versöhnt; und alles dies mit einem feinen Tact, mit einer zarten Rücksicht, für die ich keine Worte finde.

Allerdings nagt die Culturströmung auch schon an diesem Verhältnisse und drängt die Frau unaufhaltsam über die Schwelle des Hauses, aus dem stillen Frieden in das Getriebe der Welt. Die schwere Not der Zeit lastet auf uns allen und zwingt auch die Frau mitzuhelfen, wo dem Uebel ein Damm gebaut, der bessern Zukunft ein Strombett gegraben werden soll. Die Seligkeit „*im*

stillen Genügen der Liebe“, auf die wir einst nach Matthisson und Hölty schwuren, ist zur lächerlichen Fabel geworden und selbst die tiefgefühlte, lebenstreue Anschauung unseres Schiller über Mann und Weib hält der unerbittlichen Nüchternheit des Zeitgeistes nicht mehr Stand; denn heute muss nicht nur der Mann, auch das Weib muss hinaus ins feindliche Leben, muss wirken und streben und pflanzen und schaffen, und wenn sie dem Manne vielleicht noch das Erlisten, Erraffen, das Wetten und Wagen allein überlässt, so bleibt ihr doch wie dem Mann schliefslich die zwingende Notdurft übrig, das Glück zu erjagen.

Das Glück der Frauen aber und das Glück, welches die Frauen uns zu erjagen mithelfen sollen, liegt insbesondere in der liebreichen Sorge für die Unmündigen, für jene, die jetzt noch Kinder sind und denen all unser Streben, ob es der bessern Kenntnis unserer Heimat oder einem andern Zwecke gilt, dereinst zu Gute kommen soll. So können und werden die Frauen jedem Verein gerecht werden.

In den Kindern liegt, an ihnen hängt die Zukunft. Sollen die schweren Wolken, die über unserm lieben Vaterlande schweben, einem klaren blauen Himmel Platz machen, so muss es vorerst im Kopf und im Herzen der Kinder klar werden, während wir alten der Vergangenheit angehören.

Lassen Sie die Frauen sich der Kinder, namentlich der Mädchen, aus denen einmal Mütter werden sollen, liebreich annehmen, dass sie neben der herzläuternden christlichen Zucht die Arbeit

kennen und schätzen lernen, dass sie den Wert des Sparens an der eigenen Habe, den Wert des Wissens und Könnens am ermunternden Beispiel begreifen lernen. Lassen Sie die Frauen sich mütterlich ihres jungen verwarlosten Geschlechtes annehmen, und Sie haben unserm Verein so wie allen Vereinen die wirksamsten Elemente zugeführt.

Jene Kinder aber, deren Herzen am warmen Hauch der Liebe auftauen, werden den Dank nicht schuldig bleiben, wenn sie ihn auch nicht in Worte zu kleiden wissen. Die Thatsache ihrer Rettung ist der beste Dank.

Fühlen werden sie gewiss ihr Lebelang, so wie wir alle, was in den Worten des Dichters so schön gesagt ist:

> Ehret die Frauen, sie flechten und weben
> himmlische Rosen ins irdische Leben.



CULTURGESCHICHTLICHES.





Die Heânzen.

(1862.)

Wenn man den Landstrich Ungarns nächst der niederösterreichischen und steierischen Grenze mit einer Linie umfängt, die Pressburg gegenüber am rechten Donauufer beginnend, den Carlburg-Wieselburger Donauarm entlang bis gegen Raab, und die Raab aufwärts an Körmend, das östlich bleibt, vorbei bis St. Michael nächst Fürstenfeld gezogen wird, so hat man jenen Theil des Reichsbodens bezeichnet, dessen Bewohner, zum gröfsten Theile deutschen Stammes, sich selbst „Heânzen“ nennen und auch von ihren Nachbarn östlich und westlich so genannt werden.

Dieser Landstrich begreift Theile des Wieselburger, Oedenburger und Eisenburger Comitates von Ungarn, und zwar die flache Niederung des ersteren, die gebirgigen Theile des letzteren.

Im Volksmunde sind die Terrainverhältnisse durch die Benennungen die Haide, die Raab-Au, der Pinkaboden, der Güssinger Boden, das Lafnitzthal charakterisiert.

Im Norden des Gebietes bildet am wasserarmen Ostabfall des Leithagebirges das Becken des Neusiedler Sees mit dem Hánság eine hydrographische Specialität; der südliche Theil zeigt ein theils von den Vorbergen des Wechsels, Pfaff und den Fischbacher Alpen absteigendes, von parallel laufenden Thälern durchfurchtes Hügelland, wo die Zuflüsse der Raab, namentlich die Rapce, Güns, Pinka und Lafnitz ihre Wasser sammeln. Der Osten des Gebietes ist durchweg Niederung, in welche sich an zwei Stellen, bei Rokkendorf in der Nähe von Tschapring und bei Alt-Prenten gegenüber von Steinamanger höhere Bergzungen strecken.

Der Flächenraum dieses Landstriches dürfte annähernd über hundert Quadratmeilen betragen, auf welchem neben 30.000 Slaven (dort Wasserkroaten genannt), 12.000 Juden und beiläufig 4000 in den gröſsten Orten isoliert vorkommenden Magyaren (die magyarischen Bezirke der genannten Comitate sind hier auſser Betracht gelassen) nahezu 250.000 Deutsche wohnen.

In confessioneller Hinsicht sind unter den Deutschen gegen 40.000 Protestanten zu bezeichnen, von denen ein Theil zur Zeit der Gegenreformation unter Ferdinand II. aus den Nachbarländern, ein anderer im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts aus Salzburg eingewandert ist.

Von allen deutschen Colonien in den von Magyaren dominierten Theilen der Länder der ungarischen Krone weiſs man die Zeit ihres Anfangs, nur von den Deutschen im Heanzenlande

fehlt jede verbürgte Angabe über ihren Ursprung, insofern dieser mit der Besitznahme des von ihnen bewohnten Landes gleichbedeutend ist, und man darf sich daher nicht wundern, wenn damit Historikern, nicht nur den ungarischen, ein offenes Feld für Mutmafsungen und Hypothesen gegeben war. Es müfste einer Specialdarstellung überlassen bleiben, die verschiedenen Ansichten darüber mit kritischer Schärfe zu prüfen.

Die Annahme, Bela IV. habe, als er 1250 auf eine Zeit lang Steiermark an sich brachte, die Ansiedlung der sogenannten Heanzen im Eisenburger Comitate vermittelt, wird von keiner verlässlichen Quelle bestätigt; dagegen steht das Vorhandensein deutscher Bewohner in jener Gegend aus viel früherer Zeit historisch aufser Zweifel. Denjenigen aber, die den deutschen Volksstamm in den bezeichneten Wohnsitzen bis auf die Zeit der Frankenkämpfe mit den Avaren und über diese Zeit zurückführen, lässt sich vor der Hand kein schlagender Grund entgegenhalten. Nach Fényes sind sie Bewohner Pannoniens seit der Zeit der römischen Provinzeintheilung, denen weder die vernichtende „Geifsel Gottes“, noch die Ringherrschaft der Avaren, noch die verheerenden Raubzüge der Magyaren unter Zoltan, Takson, Lehel, Kurda u. s. w. und eben so wenig die späteren Einbrüche von Batu Chan, Soliman, Selim, Mustapha an Sitte, Volksbrauch und Eigentümlichkeit nationaler Entwicklung geschadet haben.

Einer eigentlichen Einwanderung bojoarischer und karantanischer Siedler in die Gegenden

des Heanzenlandes unter Carl dem Grofsen gedenkt der Anonymus (Schüler des Erzbischofs Eberard) in der Vita St. Vigilii. Die Einsetzung deutscher Grenzgrafen durch denselben Frankenkönig in dem eroberten Avarenlande ist historisch festgestellt; und die Angaben der Metzer Chronik zum Jahre 803, die von gleichzeitigen Quellenwerken unterstützt wird, findet auf das hier in Frage stehende Volk und Land eine ganz ungesuchte Beziehung. Nach dieser Angabe war es die Sorge Carls des Grofsen, in dem eroberten Avarenlande zwischen der Donau und Raab baierische Ansiedler einzuführen und durch sie das Christentum auszubreiten. Sie wurden der geistlichen Fürsorge des Erzbischofs von Salzburg übergeben. Auch der Chan der Avaren Tudun wurde dem Christentume gewonnen und getauft. Es wird der Reibungen zwischen den bekehrten Avaren und den deutschen Ansiedlern erwähnt, und dass Carl den ersteren deshalb eigene Wohnsitze zwischen Sabaria und Carnuntum anwies, mithin in dem nordöstlichen Theile des heutigen Heanzenlandes, demjenigen, der der Nomadennatur der Avaren am meisten zusagte.

Mit der gröfsten Wahrscheinlichkeit lässt sich jedoch behaupten, dass unsere Heanzen sich nicht aus ihren deutschen Grenznachbarn in Oesterreich und Steiermark recrutiert haben, das heifst, dass sie nicht durch ein locales Fortrücken der deutschen Nachbarn nach Osten in ihre Wohnsitze gelangt sind. Dem widerspricht der Gang der Ereignisse seit dem Ende des dreizehnten Jahr-

hunderts und der ausgeprägte Typus in Sprache, Sitte, Wohnung, Kleidung und Sinnesart. Es mögen diese Umstände mit Rücksicht auf die Veränderungen, denen ein Volksleben im Sturm der Ereignisse ausgesetzt ist, noch so geringfügig erscheinen, sie sind einmal da und fordern zu nicht uninteressanten Bemerkungen auf.

Obgleich der Mundart der Heânzen der Typus des Altbaierischen, der auch bei ihren deutschen Nachbarn herrscht, kaum wird abgesprochen werden können, so zeigen sich doch Unterschiede, die bei der Nähe und dem lebhaften Verkehr der Nachbarn untereinander auffallend sind.

Der Oesterreicher liebt die Kürze im Lautfall, auch wo Zwielaute auszusprechen sind; der Heânze dehnt den Laut und sondert die aufeinander folgenden Selbstlaute schärfer. Sagt der Oesterreicher: „Gud'n Murg'n“, so heiſst es beim Heânzen: „Guid'n Murring“; sagt jener „Voda und Muêda“, so entgegnet dieser „Vooda und Muida“ u. dgl. m. Eine groſse Anzal specifischer Benennungen sind beiden gemein, andere sprüchwörtliche gehören ausschlieſslich dem einen oder dem anderen an.

Das Wohnhaus des Heânzen ist gewöhnlich ein oblonges Viereck, welches aus einem vorderen Gemach mit Küche, aus einer hinteren Stube mit Kammer, in Weingegenden nebenbei aus dem Presshaus und dem Stall besteht. Vor der Thüre des Stalles ist die Düngergrube angebracht, in einiger Entfernung die Scheune, wieder ein Viereck, welches mit dem Wohnhause einen rechten

Winkel bildet. Hölzerne Häuser bestehen zwar noch hie und da, werden aber mehr und mehr beseitigt, auch die Strohdächer verschwinden und werden durch Schindel- und Ziegeldächer ersetzt. Häuser mit einem Stockwerk kommen in den heanzischen Ortschaften selten und gewiss nicht bei Bauern vor. Der österreichische Bauer dagegen liebt ein erhöhtes, weitläufig gebautes Haus; im Gebirge sind die gezimmerten Häuser häufig, mit einem Grundbau aus Gemäuer von Stein. Beinahe an keinem Dorfe fehlt die Traufe, d. h. die Dachrinne, und schon gar nicht der freie Erker, nämlich der Vorsprung ohne Dach, eben so wenig die Knöpfe und Wetterfahnen auf dem Dache. Die innere Hauseinrichtung des Oesterreichers hat besonders in neuerer Zeit polierte Schreine, Tische, Kästen, Stüle, Sessel. Nicht so beim Heanzen, wo die „G'wand-Truhe“ auf Pflöcken oder einer Unterlage von Brettern mit dem viereckigen Schubtisch und der Schublade, die Ofenbank und „das Ofenwinkel“ unvermeidlich sind; unter dem „Durchzuh“ werden „Stangeln“ angebracht, um Czismen und Feierkleider daran zu hängen. Der Fufsboden im Wohnzimmer ist bei dem Oesterreicher allenthalben gedielt, bei dem Heanzen gepflözt. Dagegen besitzt dieser einen gröfseren Vorrat von Leinwäsche und Bettzeug.

Die Speisen der Oesterreicher schwimmen im Fett, die der Heanzen im Wasser; bei diesen sind „Grundbirn“ (Kartoffel) und „Bohnl'n“, zu gewissen Zeiten Sauerkraut und „G'selchtes“ ein beliebtes Leibessen, bei dem Oesterreicher der

Nachbarschaft das Schöberl in der fetten Suppe und das neunhäutige Schmalzkoch. Den österreichischen Mohnstrudeln, Nudeln und Nocken stellt der Heanze den Topfenstrudel und die „Zweckerln“ entgegen. Das warme Frühstück fehlt aber weder bei dem einen, noch bei dem andern, und wie der Heanze sein eingebranntes Salzwasser mit Erdäpfeln verzehrt, so hält sich jener bei der Knöpperlsuppe schadlos.

Das Brod ist bei dem Heanzen besser und weifser als bei dem Oesterreicher. Dieser verrührt den Sauerteig schon am Vorabend unter den Teig, wodurch er viel Säure erhält; jener begnügt sich, am Vorabende vor dem Backen das „Urha“ einzurühren. Der benachbarte Oesterreicher hat zum Trunk sein Bier und Aepfel- oder Birnmost; der Heanze trinkt lieber Wasser.

Im Betrieb des Feldbaues und der Viehzucht steht der Oesterreicher voran. Hornvieh, Schafe, auch Ziegen hält er in gröfserer Menge als der Heanze, weil das Bauernhaus meist in der Mitte seines Ackerfeldes gelegen und vor allen Beschädigungen durch Nachbarn oder durch das weidende Vieh geschützt ist, während es bei dem Heanzen zu den traurigen Erscheinungen gehört, mit Beginn der schönen Jahreszeit auf sein Eigentum verzichten zu müssen. Das Einzelweiden von nicht commassierten Gemeinden gestattet ihm kaum, das Seinige in Ruhe und Frieden einzuheimsen. Die Ackergerätschaften sind bei Heanzen und Oesterreichern die gleichen, mit Ausnahme des „Leitenpfluges“ und des „Sommer-

schlittens“, die bei ersterem durch die Beschaffenheit des Terrains nutzlos werden.

Der Heanze fährt nach der Windrose in allen Richtungen auf kleine Feldparcellen, der Oesterreicher concentriert seine Arbeitskraft auf geschlossenen Gründen.

Auch die politische Administration ist Schuld an dem niedern Erfolge der heanzischen Wirtschaften. Eigentumsstörungen werden in Oesterreich empfindlich und ohne Verzug gestraft, hier kümmert sich niemand darum; und während der Heanze wegen des Zehents von Ueberländgründen noch immer warten muss, bis es der gestrengen Herrschaft gefällt, denselben abzunehmen, war der Oesterreicher auch vormärzlich bei der Fechsung des seinigen unbelästigt, er konnte sein Getreide mit Zurücklassung der Zehentgarben einheimsen. Denken wir uns diesem gegenüber den Zustand unterthäniger Wirtschaften, wo der Grundherr als Comitatsregent Verklagter und Richter in einer Person war. Die Verbesserung dieses Zustandes wird auch auf die Verbesserung der landwirtschaftlichen Cultur des Heanzenlandes ihren Einfluss üben.

In der Kleidung, bei welcher die von der Mode beleckten Stadtbewohner und die zugewanderten Handwerker in gröſsern Orten auſser Betracht kommen, unterscheidet sich der Gebirgsheanz von dem Hadbauer und dem heanzischen Kroaten. Allen gemeinsam ist die Vorliebe für die blaue Farbe. Blau ist der kurze Leibrock, „Janker“, blau in der Regel das darunter getra-

gene Wams, „Weste“, beide mit grofsen halbrunden Metallknöpfen besetzt, die an der Weste dicht untereinander stehen, beim Kroaten mit magyarischen Schnüren. Das Beinkleid, ehedem, wo der Export der Häute noch nicht so grofs war, von Leder, jetzt von Wollstoff, steckt bei den eigentlichen Hēanzen in hohen Stiefeln, beim Hadbauer und Kroaten in Czismen und hat bei den beiden letzteren gleichfalls magyarische Schnürverzierungen. Der Filzhut mit runder Kappe ist beim Hadbauer am breitesten gekrämpt, die Krämpe auf einer Seite aufgestülpt. Ueberhaupt zeigt der Hadbauer in seiner Erscheinung manches Eigentümliche auch in Sprache und Erwerbsthätigkeit. Er ist der Kosmopolit unter den Hēanzen, fügt sich am leichtesten in die Verhältnisse, accommodiert sich der nachbarlichen magyarischen und slavischen Nationalität, eignet sich deren Sprache an, wodurch sein eigener deutscher Dialect bis zur Unkenntlichkeit modificiert wird, und hat den regsten Trieb zum Erwerb durch den Verkehr. Wer die Parendorfer Haide auf einem Hadbauerwagen befahren hat, kennt den gewandten verläfslichen Fuhrmann mit dem nichts weniger als einladenden Gespanne: magere Gäule, zusammengeknüpfte Stricke als Geschirr, Leiterwagen mit bedenklich knackendem Gerüst, die Räder in der schnellsten Bewegung im Sande der Haide wülend. Während der Hadbauer seinen Erwerb im Handel und folglich auf der Strafse sucht und dadurch seinen Wohlstand gründet, verdingt sich ihm der eigentliche Hēanz

als Arbeiter beim Einheimsen der Feldfrüchte. Zur Schnittzeit gehen hunderte aus dem Gebirg in die Niederung als Mäher und Drescher.

Viehzucht und Ackerbau bilden mit Ausnahme der Waldgegenden, wo die Kohlenerzeugung, und des nördlichen Bezirkes, wo der Weinbau vorwiegt und der Handel gewinnreicher ist, den Haupterwerb. Beide Beschäftigungen haben noch viel primitives an sich, obgleich der Boden einerseits, der Viehschlag andererseits bei rationellem, der Zeit entsprechendem Verfahren einen weit höheren Erfolg böte. Viel mag der lange Druck, unter welchem der Bauer stand, verschuldet haben, doch war auch in dieser Beziehung der heanzische Bauer besser daran als der magyarische, da er es nicht mit kleinen Grundherren, sondern mit grofsen Herrschaften zu thun hatte.

Viele Gemeinden befreiten sich durch Uebereinkommen mit dem Grundherrn schon vor 1848 von den Frohndiensten, und das sogenannte Neuntel war nur in wenig heanzischen Orten Verpflichtung. Der Heanz gab die zehnte Garbe, nicht die fünfte, wie der Magyare in der untern Gegend, und nur von der schweren Frucht, von Weizen, Roggen, Hafer, Gerste, nicht von Kraut, Rüben, Erdäpfeln, Flachs, Hanf, Obst, was von magyarischen Bewohnern Ungarns auch gefordert wurde. Die Gerichtsbarkeit über Land und Leute stand dem Grundherrn zu, und es wurde auf sogenannten Herrenstülen Recht gesprochen, die freilich nach dem Ausdrucke eines heanzischen Landtagsdepu-

tierten vom Jahre 1825 mitunter „Fabriken der Ungerechtigkeit“ waren. Auch von Seite des Comitats wurden die Heanzen im Vergleich zu anderen unadeligen Bewohnern Ungarns besser gehalten, weil unter ihnen keine „spectabiles“ waren — wie man den mittleren Adel und die Comitatsbeamten zu bezeichnen pflegte.

In neuester Zeit wird auf den Gütern des Fürsten Esterhazy und der Grafen Bathyany das Pachtsystem im grofsen geübt, welches — man mag andere Bedenken dagegen vorbringen — jedenfalls für die agronomische Cultur des Landes förderlich wirken wird.

Da die Frucht im Gebirge um drei bis vier Wochen später reift als in der Niederung, so kann der Bergheanz seinem Landsmann in der Niederung als Mäher und Drescher dienen; er verdingt sich zu diesem Zweck auch weiter ins tiefe Ungarn, wie nach Niederösterreich.

Neben der Viehzucht und dem Ackerbau ist das Handwerk über den Bedarf verbreitet. Der Heanze hat einen historischen Trieb zum Handwerke. Es wurde nicht nur im Lande in manigfacher Form geübt, sondern auch aus dem Lande getragen. In den magyarischen Districten von Ungarn waren die Handwerker ehedem ausschliefsend und sind noch jetzt gröfstentheils Heanzen. Auch hier begegnen wir einer dem Zillerthaler und Gottscheer Deutschen eigentümlichen Wanderlust gegenüber der Unbeweglichkeit, die westlich dem Oesterreicher und Steirer, östlich dem Magyaren eigen ist.

Um Landsee sind die meisten Bewohner Maurer und wandern, sobald sie die Elemente des Geschäfts inne haben, in die Ferne auf Erwerb aus. Auf den Baugerüsten in Pest und Wien findet man sie in Masse. Der Winter trifft sie wieder in der Heimat, wo den Weibern und Bresthaften mittlerweile die Wirtschaft zugewiesen war.

In Unterrabnitz hausen die Zimmerleute. Was im Ort arbeitsfähig ist, behaut und fügt die Stämme zu Dachstülen, die dann fertig verkauft werden, oder wandert mit Axt und Schurzfell nach Orten nah und fern, um auf Zimmerplätzen Arbeit zu finden.

Grofspetersdorf zwischen Bernstein und Pinkafeld ist von Rosshändlern bewohnt. Es muss hier bemerkt werden, dass vor dem Bau der Triester Bahn gröfstentheils Heânzer Pferde die Waren über Steinamanger — Oedenburg nach Wien und von dort nach Triest führten. Seitdem nimmt die Zucht schwerer Pferde ab und die einheimischen lassen von dem stattlichen Wesen der früher gezüchteten wenig merken.

Die Tuchmacher, Kürschner, Leineweber, Lederer, Weifsgärber und Färber, früher Herren eines verbreiteten Geschäftsbetriebes, sind theils dem industriellen Fortschritte ihrer Nachbarn gegen West, theils dem speculativen Geist gröfserer Capitalisten zum Opfer gefallen, welche den Handel in ihre Hand nahmen. So ist der Lederhandel, der ehemals die südlichen Ortschaften bereicherte, fast ausschliefsend in der Hand der Juden. Die wolfeilen Wollfabricate aus Oester-

reich haben die Leineweber und Tuchmacher ruiniert, ohne dass die grundherrlichen Verhältnisse gestatteten, Fabriken im Lande zu errichten.

Das einzige Handwerk, welches noch im Lande blüht, ist die Küferei (Binderei), und auch diese steht mit dem Wandertriebe in Verbindung, insoferne Wasserkübel, Schmalztesen, Sechter, Rührfässer, Stallbüttel, Gurkenfässer, Windmühlen (zum Fruchtreinigen) u. dgl. gröfstentheils von dem Erzeuger selbst oder seinen Ortsnachbarn weithin zum Verkauf verführt werden. Sie gehen bis nach Slavonien und in die Militärgrenze, liegen aber auch in Pressburg, Pest und Wien auf dem Markte.

Hier muss noch insbesondere der Haarsiebmacher, Hackenschmiede und Drechsler gedacht werden. In Pinkafeld allein sitzen 45 Meister mit ihren Gesellen, die das Rosshaar zu Siebböden und zu Halsbinden für die Armee verarbeiten.

Die Hackenschmiede zu Pinkafeld, Sinnersdorf, Riedlingsdorf, Oberreit und Luipersdorf schmieden aus steirischem Eisen Aexte, Hauen, Glockenschwängel.

Die Drechsler versorgen Ungarn jenseits der Donau vornehmlich mit „Spinnradln“.

Unter den specifisch heanzischen Hausierern, die das Geschäft mitunter ins grofse treiben und uns Wienern nur darum weniger bekannt sind, weil wir im Getriebe der Grofsstadt gewöhnlich das nächste unbeachtet lassen, führe ich an:

Die Wiesener Obstweiber. Die Gegend um Forchtenau und Wiesen ist der Obstgarten des

Heanzenlandes. Von der Schönheit des Oedenburger Obstes brauche ich nicht zu reden.

Im Dorfe Wiesen ist es die von altersher überkommene Aufgabe der Weiber, so lang sie rüstig sind, das Obst im Kleinhandel in die Ferne zu tragen. Wiesen ist so zu sagen der Stapelplatz des Obstes. Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man die Masse der Kirschen, die jährlich von hier aus vertragen werden, auf 2000 bis 3000 Butten, der Aepfel auf 50.000 bis 60.000 Metzen ansetzt, nicht der heanzischen edlen Kastanien zu gedenken, die auf dem Wiener Markte gewiss vier Fünftel der sogenannten echten Maroni ausmachen. An der Leopoldstädter Seite der Ferdinandsbrücke haben die Wiesenerinnen ihren Standplatz; und fragt man die rotwangige Dirne, woher sie sei, so erhält man die charakteristische Antwort: „Von der Wiesen sama, und so sama, dass ma san". In den Wiener Hauswirtschaften kennt man sie, und die Hausfrauen — nämlich jene, die sich mit der Wirtschaft befassen — wissen genau den Zeitpunkt aus dem Kalender, wann die Wiesenerin mit ihren „Maschanskeräpfeln" kommt.

Die Hühnerkramer. In den Wiener Vorstädten begegnet man zu gewissen Zeiten engvergitterten Käfigwägen, vor denen ein „Blaujanker" mit breitgekrämptem Hute daherschreitet. Das ist die wandelnde Verkaufsbude des heanzischen Hühnerkramers. Er verkauft seine Ware auf der Strafse und an feste Kundschaften. Die Hühner werden im Eisenburger, Oedenburger, Wieselburger, Szalader und Schümegher Comitate von

Dorf zu Dorf aufgekauft und in die Stadt gefahren. Eier kommen dabei mit in den Kauf.

Die Weinführer. Der sogenannte „süffige“ Wein in den Dorf- und Stadtschänken Niederösterreichs, namentlich in den Kreisen unter und auch ob dem Wiener Walde holt seine Milde und das Unnennbare, was der Ausdruck „süffig“ bezeichnet, gröfstentheils aus dem Heânzenlande.

Die Wirte kennen die „Weinführer“, die Jahr aus Jahr ein ganze Ladungen der leichten Ungarweine zubringen. Man sagt, dass der junge Oesterreicher Wein dieser Mischung sein „Schmalzl“ verdanke, wiewol solche Vermutungen den Wirten gegenüber immer mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen sind.

Der Vogelhändler. Im Heânzenlande ist der Vogelfang zu einer bestimmten Rente der Waldbesitzer geworden, indem der Vogelfänger für die Ausübung des Geschäftes eine Abgabe zalt. Der findige, in List und Verschlagenheit geübte Heânz ist ein gemachter Vogelfänger. Er versteht sich gleich gut auf den Leim, aufs Schlagnetz, wie auf die Schlinge. Die letztere handhabt er sogar in einer Ausdehnung, dass der Forstmann dabei bedenklich wird. Mit den „Kranawettern“, die er in Schlingen fängt, verwickeln sich häufig Schnepfen, Rebhühner und Hasen in das gleiche Schicksal, und beim Verkaufe, den er sodann zunächst auf der Neustädter Seite von Niederösterreich und in Wien besorgt, gehen alle mit drein.

Unter den lebendigen Singvögeln war vor kurzem noch die Nachtigall aus der Raab-Au und

den Donaubüschen ein Hauptartikel heanzischen Erwerbes. Diese und mit ihnen andere Singvögel wurden bis nach Oberösterreich, Salzburg, Tirol, sogar nach Mailand und Turin getragen.

Indem ich Hausierer mit Tuch, Leinwand und Kurzwaren, „Buttenträger“, und die Grünzeug- und Samenhändlerinnen übergehe, muss ich noch eines eigentümlichen Industriezweiges erwähnen, der auf den moralischen Charakter des Heanzen mächtig eingewirkt und namentlich List und Verschlagenheit, ein mistrauisches Benehmen und die Neigung zu Uebervortheilung genährt hat, die man dem Heanzen nicht absprechen kann. Es ist dies der Schmuggel oder die „Schwärzerei“, die zum Glück seit Aufhebung der Zollschranken nicht mehr möglich ist. Von der raffinierten Weise, wie die Zollwächter getäuscht, und ganze Herden Vieh, grofse Ladungen von Wein, Tabak u. dgl. über die streng bewachte Grenze nach Oesterreich und Steiermark spediert wurden, liefsen sich artige Stücklein erzälen. Als weiland Kaiser Franz I. nach Hartberg kam und den dortigen alten Pfarrer fragte, welche Untugend unter dem Volke am meisten verbreitet sei, antwortete der Pfarrer: „Das Schwärzen, Eure Majestät!“ Worauf der Kaiser erwiderte: „Mein lieber Herr Stadtpfarrer! Wir zwei haben 's Schwärzen nid aufbracht, wir werdens auch nid abbringen“.

Eine Skizze kann nicht ins Tiefe gehen. Wenn sie den Gegenstand in flüchtigen aber treuen Zügen dem Interesse der Leser nahe legt, hat sie genug gethan.

Weit mehr, als von den Heanzen hier gesagt ist, wäre von ihnen noch zu sagen. Unter den Deutschen in Ungarn haben sie culturgeschichtlich eine gröfsere Bedeutung als sie bisher gefunden, nicht nur wegen der mancherlei Eigentümlichkeit in Sitte, Sprache und Lebensweise und wegen der merkwürdigen Regsamkeit ihrer geistigen Anlagen, die sich in kluger Berechnung der Umstände und in der Neigung zum Spottwitz kund gibt, sondern insbesondere wegen der Zähigkeit, womit sie allezeit und unter den widrigsten Einflüssen an ihrer Nationalität festhielten. Das muss einer eingehenden Darstellung aufbewahrt bleiben.





Bettler und Bettelwesen in Niederösterreich.*)

(1868.)

Der Gegenstand, hochgeehrte Frauen und Herren, für den ich heut Ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nehme, ist kein uninteressanter, aber auch kein angenehmer. Er schildert eine Schattenseite unseres Landes, während wir uns bisher in der Regel nur mit dessen Lichtseiten befasst haben; und der Schatten, den er wirft, ist keiner, unter dem es sich gemütlich ruhen ließe. Er fordert die Theilnahme gewissermaßen gegen den Menschen heraus und lässt noch sehr im Zweifel, ob das, was gesagt werden kann, sich zur Besserung des Bestehenden verwenden lasse.

Eine kleine Schrift des Socialpolitikers V. A. Huber „zur Reform des Armenwesens, Schaffhausen 1867" — gab den nächsten Anlass dazu.

---

*) Vortrag, gehalten im Verein für Landeskunde von Niederösterreich.

Schritt für Schritt der Erfahrung nachgehend, würdigt der Verfasser die Gründe für den Beweis, dass man von den ungeheuren Summen, die jetzt alljährlich und zwar mit negativem Erfolge in Armensachen verwendet werden, den dritten oder vierten Theil ersparen könnte, um mit dem Reste den vorübergehend Erwerblosen wieder zu geregeltem Erwerbe, den noch nicht voll Erwerbfähigen zur Erlangung dieser Eigenschaft und den wirklich Armen zur Versorgung zu helfen.

Ob der Weg, den er einschlägt, der richtige und in unsern Verhältnissen angezeigt sei, lasse ich dahingestellt, nämlich, dass man die jetzigen niedern Güterpreise, nebenbei die Reingewinne der Sparcassen, die ohnehin zu humanitären Zwecken bestimmt seien, endlich ein Hypothekarinstitut nach einzelnen grofsen oder zusammengelegten kleinen Gemeinden mittels einer Art Capitalisierung der jetzigen Armenkosten dazu benütze, kleine Güter zu Armencolonien anzukaufen, die im Verlaufe der Zeit bei gedeihlicher Entwicklung sich auf natürlichem Wege in genossenschaftliche Oekonomien selbständiger Arbeiten verwandeln müssten.

Es mag auch dahingestellt sein, ob die Bedingung, an die er den Erfolg knüpft, annehmbar sei: alles käme, meint er, darauf an, dass man das sterile, ausgetretene Geleise bequemer aber kostspieliger Almosenspendung, in welchem man sich jetzt bewegt, und die bureaukratische Armenverwaltung verlasse und die geeigneten Kräfte zur Leitung *in freier Betheiligung* heranziehe. Denn nicht in der Natur der Dinge liege die

erheblichste Schwierigkeit, sondern in Mängeln oder Verkehrtheiten der Ansicht, Erkenntnis und Gesinnung der betheiligten Zeitgenossen, so zwar, dass eine Reform nur durch geeignete moralische und intellectuelle Einflüsse in radicaler Richtung möglich sei.

Es mag, wie gesagt, das alles dahingestellt und dem Urtheil jener überlassen sein, die in volkswirtschaftlichen Fragen Sitz und Stimme haben.

Allein in der milden, humanen Weise, wie der Verfasser das Armenwesen auffasst, in den reichen und vorurtheilsfreien Studien, die er als seine Erfahrung kennzeichnet und in dem ernsten Ton der Mahnung, womit er die Armensorge der allgemeinen Erwägung empfiehlt, liegt so viel anregendes und geradezu verlockendes, dass man sich der Gedanken darüber und der Nutzanwendung auf einen beschränkten Kreis nicht erwehren kann.

Als Mitglied eines Vereines, der sich zum Zwecke setzt, die Zustände des Landes Niederösterreich darzulegen, nicht nur wie sie waren, sondern auch wie sie sind, hielt ich mir unter dem Eindruck des gelesenen Büchleins die Frage vor: Wie steht es bei uns zu Lande mit der Armenpflege? Ist sie so oder annähernd so geregelt, dass man die Aufgabe des Staates als erfüllt betrachten kann, für die Armen, falls ihre Unterstützung nicht durch freiwillige Beiträge gesichert wäre, durch besondere Einrichtungen zu sorgen?

Die bestehenden zalreichen Gesetze, die das Armenwesen zum Ziele haben, sprechen dafür;

der Zustand, der sich neben diesen Gesetzen entwickelt hat, spricht dagegen.

Die Armeninstitute, Sparcassen und die ungeheuren Summen, die der Wohlthätigkeitssinn jährlich an die Armut abgibt, sprechen dafür; die Thatsache, dass es trotz dieser Veranstaltungen jahraus, jahrein mehr Arme gibt, als betheilt werden und dass die Betheilten arm bleiben, spricht dagegen.

Die mahnende Tafel am Eingange jeder Ortschaft: Hier ist das Betteln bei Strafe verboten — spricht dafür; aber die Thatsache, dass der Bettler die Mahnung nicht beachtet oder so auslegt, als ob es bei ihm stünde, die Einwohner zu strafen, was er denn auch von Haus zu Hause thut — spricht dagegen.

Nun wird die neue Zeit, die bei uns seit den letzten zwanzig Jahren eben zum drittenmal anbrach, diesen Unzukömmlichkeiten gewiss das sorgsamste Augenmerk zuwenden und eine baldige Ausgleichung kann schon darum gehofft werden, weil die Armenpflege mit der allgemeinen Wohlfahrt in der innigsten Beziehung steht und jede regelnde Fürsorge, die man jener zuwendet, auch dieser zu Gute kommt.

Und die Frage, wie die Armenpflege geregelt sein soll, schiene mir abgesehen von den Schranken, die unserm Vereine gezogen sind, und abgesehen von den Mängeln der Ansicht, die ich in die Wagschale legen könnte, unfruchtbar zu einer Zeit, wo der Gegenstand, nach jeder Richtung hin erwogen, in einer reichen Literatur vorliegt, wo das Asso-

ciationsrecht vollen Anlass gibt, denselben in volkswirtschaftlichen Kreisen auf die Tagesordnung zu bringen und wo andererseits die Staatsmaschine das frische Oel, womit sie neuerlich gespeist wurde, noch nicht in alle Räder und Speichen ihres Getriebes vertheilen konnte.

Aber eine Erscheinung, die gewöhnlich mit der Armenpflege zugleich genannt wird, obgleich sie dieselbe eigentlich ausschliefst und in dem Mafse, als diese nach rationellen Grundsätzen geregelt wird, ihre Bedeutung verliert, dürfte der Betrachtung in unserm Kreise näher liegen, — die Bettler und das Bettelwesen in Niederösterreich; ich meine damit nicht dessen Entwicklung und Geschichte — das hätte eingehende Studien und eine Vertiefung in den Gegenstand gefordert, der ich nicht gewachsen bin — sondern der Zustand des Bettelwesens in der jüngsten Zeit, wie er sich aus Quellen erforschen liefs, die dem Vereine zugänglich sind, und folglich mit jenem Grade von Wahrscheinlichkeit, der aus Angaben möglich ist, die weder alle oder nur die meisten Orte des Landes, noch alle Seiten des Gegenstandes umfassen, die nicht der ämtlichen Verpflichtung, sondern dem guten Willen und jenem Interesse ihren Ursprung verdanken, welches der Berichterstatter selbst in den Gegenstand legt und bei denen überdies noch der Umstand, dass sie sich in vielen Fällen nur auf die Erinnerung stützen, einen Irrtum leicht unterlaufen liefs.

Somit ist das Ergebnis meiner Zusammenstellung ein beschränktes. Es wird noch mehr

beschränkt durch die Unmöglichkeit, Wien mit seiner nächsten Umgebung in die Betrachtung einzubeziehen, womit gerade das wegfiel, was in Bezug auf Bettler und Bettelwesen das pikanteste geboten hätte. Es war aber manches zu erwägen. Einmal die Schwierigkeit überhaupt, eines so umfangreichen Materials in zuverlässigen Daten habhaft zu werden und es den Bedürfnissen eines leichten Vortrages anzupassen; dann die Unmöglichkeit, die überaus manigfaltigen Formen, unter denen der Bettel in Wien auftritt, in einem übersichtlichen Bilde darzustellen; endlich auch die Ueberzeugung, dass Erscheinungen dieser Art, wenn sie auch denselben Namen haben, in der Grofsstadt doch von einem ganz andern Gesichtspunkte beurtheilt sein wollen, als auf dem flachen Lande. Damit war ausgesprochen, dass Wien nach dieser Seite eine specielle Behandlung fordere, die hier nicht gegeben werden kann.

Ich glaube nicht, meine geehrten Zuhörer, dass irgend einem von Ihnen, der einen Sommer innerhalb der Grenzen unseres Landes auf dem Lande zugebracht hat, die Existenz von Bettlern zweifelhaft sein werde. Und ich kann von ihm auch voraussetzen, dass, wenn er die Reize seines Aufenthalts und die Annehmlichkeiten des Landlebens schildert, diese Existenz nicht mit in Betracht kommt; sie dient wenig zur Verschönerung des Bildes. Und dennoch lässt sich hundert gegen eins setzen, der Städter auf dem Lande trage für

die wahre, hilfsbedürftige Armut ein mitleidiges Herz in der Brust, eine allzeit fertige Gabe in der Tasche. Es wirkt hier das natürliche Gefühl im gesitteten Menschen, das von der vagierenden Armut, die ihre Blöfse als Erwerbmittel nützt, abgestofsen, dagegen von der verschämten, duldenden Armut angezogen wird.

Noch weit mehr, als dem Städter, der nur zeitweilig auf dem Lande lebt, ist den Landbewohnern selbst jene Sympathie für die Armen eigen, die sich als „Wohlthat“ bethätigt. Schon die einfachern Bedürfnisse auf dem Lande fördern die gegenseitige Hilfeleistung. Die Hauswesen treten einander näher und man lernt die Not, die eines oder das andere trifft, in ihrer unmittelbaren Wirkung, die Hilflosigkeit, die des Beistandes bedarf, in ihrem innern Wesen kennen. Man gibt daher auch gerne den Armen, und ich darf es trotz der Kargheit, die man dem Bauer sprüchwörtlich nachsagt, noch immer als Regel aussprechen, dass jedes Hauswesen auf dem Lande eine gewisse laufende Ausgabe „für die Armen“ als etwas selbstverständliches im Präliminare führt. Nach einer Gefühlsüberlieferung, die vom Ursprung des Gemeinwesens an fortgewirkt hat und im Gesetze nur ihren präcisen Ausdruck fand, gehört der Arme des Dorfes dem Dorfe an und wird von diesem treu besorgt. Wenn darin eine Ausnahme stattfindet, so ist sie in den seltensten Fällen den Dorfbewohnern, die geben, sondern meist denen anzurechnen, die mit dem Gegebenen gebaren. Der Dorfarme bettelt auch in der Regel nicht,

sondern holt die Gabe nur dann von Haus zu Haus, wenn er durch den Willen der Bewohner darauf gewiesen ist.

Ganz anders stellt sich das Verhältnis zu dem eigentlichen Bettler. Schon als eine fremde und widerwärtige Erscheinung lenkt er, wenn er ins Dorf tritt, die Sympathie von sich ab, noch mehr durch die Keckheit seines Auftretens, die Barschheit des Begehrens, die mit der Hilfsbedürftigkeit, die er vorstellen soll, in seltsamem Widerspruche steht. Man sieht ihn mit dem Gefühl eines Uebels, dessen man sich nicht erwehren kann, ans Haus herantreten und beeilt sich mit der Gabe, an der selten was anderes hängt, als der vom Mistrauen und von der Furcht geleitete Wunsch, seiner los zu werden. Nicht Mildthätigkeit pflegt ihn, sondern in der Regel eine derselben entgegengesetzte Regung. Man gibt widerstrebend, um des unheimlichen Eindruckes, der Furcht vor einem unbekannten Uebel ledig zu sein. Ob die Fälle von kecker Forderung, gefährlicher Drohung, von Betrug und Diebstal dabei mitwirken, bleibe dahingestellt. Ich will nur constatieren, dass, wenn die Bettler — wie es aus den vorliegenden Berichten hervorgeht — von der Landbevölkerung durchwegs als eine Landplage bezeichnet werden, dies neben den zwingenden Vorkommnissen wol auch in einem natürlichen Gefühle seinen Grund hat.

Da es sich nun vorweg, wie ich oben bemerkt habe, als unmöglich erwies, mit den Mitteln, die unserem Verein zu Gebote stehen, eine vollständige, in allen Daten richtige Darstellung dessen

zu geben, was die Bettler und das Bettelwesen in Niederösterreich betrifft, so blieb noch die Frage zu erwägen, ob nicht dem Interesse des Gegenstandes auch dadurch könnte entsprochen werden, wenn man Auskünfte über den Zustand des Bettelwesens aus verschiedenen Gegenden des Landes übersichtlich zusammenstellt. Es käme nur darauf an, dass die Fragen, über welche man Auskunft wünscht, den Gegenstand in seinen wichtigsten Punkten fassen; dass die Personen, an welche man sich um Auskunft wendet, in der Lage und Willens seien, diese aus längerer Erfahrung und eigener Beobachtung zu geben und dass namentlich die Orte, über welche und aus welchen die Auskunft erfolgen soll, nach jenen Beziehungen gewält seien, die auf die Quantität und Qualität der Bettler Einfluss üben.

Was ich Ihnen vorzuführen habe, ist das Ergebnis eines Versuches in dieser Richtung.

Ob er die Mühe der dabei Betheiligten lohne, mögen Sie entscheiden. Die Mitglieder und Freunde des Vereines, an welche die Aufforderung zu Auskünften ergieng, haben derselben — ich muss dies hervorheben — mit der theilnehmendsten Bereitwilligkeit und zum Theil mit ausdrücklichem Dank entsprochen, dass der Verein diesen Gegenstand zur Besprechung bringe.

Die Daten giengen aus 29 Orten des Landes ein, aus 7 unter dem Wienerwald und ebensoviel ob dem Manhartsberge, aus 6 ob dem Wienerwald und aus 9 unter dem Manhartsberge; nebenbei insbesondere noch aus 11 Gemeinden eines

Fabrikenbezirks unter dem Wienerwalde; sie bieten demnach Stoff genug zu interessanten Parallelen.

Die Mittheilungen sind theilweise sehr eingehend, verbreiten sich bei mancher Frage auch über Nebenumstände, die zur Aufklärung dienen, und sondern genau das Sichere vom Schwankenden, das durch eigene Beobachtung Feststehende von dem mittelbar Erfahrenen. Sie sind auch theilweise von Schilderungen begleitet und mit Sätzen commentiert, die das lebhafte Interesse am Gegenstand und die Einsicht in die Verhältnisse unverkennbar darthun.

Bei der Wal der Orte, wo die Auskünfte geholt wurden, waren, wie schon bemerkt, Beziehungen mafsgebend, die auf Quantität und Qualität der Bettler Einfluss üben. Vor allem mussten die Bodenformen des Landes vertreten sein, die Niederung (an der Donau und ihren Zuflüssen), das Hügelland und rücksichtlich Hochland (im Nordwest und Südost des Landes) und das Gebirgsland (im Süden des Landes), alle in zweifacher Hinsicht, durch Orte mit leichtem und lebhaftem Verkehr und durch solche, wo dieser mangelt. Weiter wurde der Haupterwerb der Bewohner berücksichtigt durch Orte im Weinland, in Ackerbaubezirken, in Gegenden, wo überwiegend Viehzucht und in solchen, wo überwiegend Handwerk (Eisenarbeit) getrieben wird, nicht zu gedenken eines Fabrikenbezirkes der durch 11 Gemeinden vertreten ist. Ferner wurden Orte an der Grenze des Landes bedacht, Orte mit gröfsern

Klostergenossenschaften, deren pflichtmäfsige Armenpflege den Bettlern besonders zuträglich ist, endlich die Landstadt mit lebhafterem Verkehr und gröfserer Bewohnerzal, die sich in Ackerbau und Gewerbe theilt, und im Gegensatze wieder das einsame, aus getrennten Gehöften bestehende Gebirgsdorf mit wenig Bewohnern und wenig Bedürfnissen, wo der Verkehr den schönen Theil des Jahres gering ist und den schlechten Theil des Jahres beinahe ganz stockt.

Lassen Sie uns nun die Stimmen vom Lande über unsern Gegenstand vernehmen, wie sie auf die gestellten Fragen laut wurden. Der Kürze wegen werde ich die locale Anführung nur dort festhalten, wo die Verschiedenheit der Erscheinungen oder specifische Merkmale dies nötig machen.

Die erste Frage lautete: *Wie viel Bettler, die von Haus zu Haus betteln, lassen sich für jeden Tag des Sommers 1867 nach der Wahrscheinlichkeit annehmen?*

U. W. W.

Bruck*) zält mehr als 20 Bettler auf den Tag.

*) Zur nähern Orientierung folgt hier eine kurze topographische Notiz über diese Orte:

Bruck U. W. W. (Bezirk Bruck), in der Niederung an der Leitha, Stadt mit 3537 Einwohnern. Bezirksamt. Eisenbahn. Strafsenverbindung mit Schwadorf über Stixneusiedel, mit Fischamend über Göttlesbrunn, mit Wildungsmauer über

Münchendorf. Durchschnittlich 10 Bettler auf den Tag.

Höflein, mit Petronell über Rohrau, mit Parndorf in Ungarn. Starker Verkehr.

Münchendorf U. W. W. (Bezirk Ebreichsdorf), Pfarrdorf in der Niederung an der Triesting mit 1098 Einwohnern. Fabriksort an der Poststrafse nach Oedenburg.

Wiesmat U. W. W. (Bezirk Kirchschlag), im Mittelgebirge, auf der Hochfläche zwischen den Zuflüssen der Pütten und Rabniz. Markt mit 762 Einwohnern. Geringer Verkehr.

Aspang U. W. W. (Bezirk Aspang), im obern Thale der Pütten am Fufse des Möselsberges, über den die Strafse nach Steiermark führt. Hochgebirg. Markt mit 841 Bewohnern. Bezirksamt. Verkehr nicht bedeutend.

Pottenstein U. W. W. (Bezirk Pottenstein), im Triestingthale, Mittelgebirg. Markt mit 1340 Einwohnern. Bezirksamt. Strafse nach Hainfeld.

Gutenstein U. W. W. (Bezirk Gutenstein), im obern Piestingthale, Hochgebirg. Markt mit 680 Einwohnern. Bezirksamt. Verkehr nicht bedeutend.

Medling U. W. W. (Bezirk Medling), am Ostrande des Wiener Waldes, am Ausgange des Brielthals. Markt mit 3698 Einwohnern. Bezirksamt. Eisenbahn. Starker Verkehr.

Michelhausen O. W. W. (Bezirk Atzenbruck), zwischen der Perschling und Tulln am Südrande des Tullner Bodens. Pfarrdorf mit 409 Einwohnern. Geringer Verkehr.

Herzogenburg O. W. W. (Bezirk Herzogenburg), im untern Thale der Traisen. Markt mit 1498 Einwohnern. Bezirksamt. Chorherrenstift. Mäfsiger Verkehr.

St. Peter in der Au O. W. W. (Bezirk St. Peter), im Hügelgelände zwischen der Enns und Ips am Urlbache. Markt mit 580 Einwohnern. Strafse und Eisenbahn.

Kirnberg O. W. W. (Bezirk Mank), im Hügellande zwischen der Melk und Bielach am Mankerbache. Pfarrdorf mit 144 Einwohnern. Geringer Verkehr.

Wiesmat. 7 bis 8 Bettler auf jede Woche.
Aspang. Wenigstens 20 Bettler auf den Tag.

Lilienfeld O. W. W. (Bezirk Lilienfeld), am Oberlauf der Traisen. Hochgebirg. Rotte mit 293 Einwohnern. Bezirksamt. Cisterciensersstift. Wallfahrtstrafse nach Mariazell.

Gresten O. W. W. (Bezirk Gaming), im obern Thale der kleinen Erlaf. Mittelgebirg. Markt mit 820 Einwohnern. Kleingewerb in Eisen. Verkehr aufser den Wallfahrten und Viehmärkten gering.

Schrattenthal U. M. B. (Bezirk Retz), im Hügellande an der Pulka. Stadt mit 469 Einwohnern. Strafse von Pulkau nach Retz.

Herrenbaumgarten U. M. B. (Bezirk Feldsberg), im Hügellande an der Wasserscheide zwischen Zaya und Thaya. Markt mit 1507 Einwohnern. Weinbau. Wenig Verkehr.

Retz U. M. B. (Bezirk Retz), im Hügellande zwischen Pulka und Thaya. Stadt mit 2884 Einwohnern. Bezirksamt. Weinbau. Strafse von Pulkau nach Znaim.

Nappersdorf U. M. B. (Bezirk Hollabrunn), im Hügellande gegen die Pulka. Pfarrdorf mit 397 Einwohnern. Wenig Verkehr.

Reinthal U. M. B. (Bezirk Feldsberg), im Hügellande gegen die Thaya. Pfarrdorf mit 800 Einwohnern. Wenig Verkehr.

Loosdorf U. M. B. (Bezirk Laa), im Hügellande gegen die Thaya. Pfarrdorf mit 378 Einwohnern. Geringer Verkehr.

Ruppersthal U. M. B. (Bezirk Kirchberg am Wagram), im Hügellande an der Schmida gegen das Donauthal. Pfarrdorf mit 736 Einwohnern. Wenig Verkehr.

Markgraf-Neusiedel U. M. B. (Bezirk Enzersdorf), im Marchfeld am Rufsbach. Pfarrdorf mit 432 Einwohnern. Geringer Verkehr.

Haugsdorf U. M. B. (Bezirk Haugsdorf), in der Niederung an der Pulka. Markt mit 2500 Einwohnern. Bezirksamt. Znaimer Strafse. Weinbau.

Altenburg O. M. B. (Bezirk Horn), im Hügellande am Kamp. Pfarrdorf mit 348 Einwohnern. Benedictinerabtei. Geringer Strafsenverkehr.

Pottenstein. Im Sommer gewiss 20 auf den Tag, im Winter um die Hälfte mehr.

Gutenstein. Durchschnittlich 10 Bettler auf den Tag.

Medling kann keine sichern Daten liefern, da wegen der Polizeiaufsicht nur wenig Bettler in der Lage sind, von Haus zu Haus zu betteln. Die Zal der 1867 wegen Bettelns, arbeitslosen Vagierens und Subsistenzlosigkeit auf den Schub gesetzten betrug 249.

In den 11 Gemeinden des Fabriksbezirkes Neunkirchen wird die gröfste Zal der täglichen Bettler mit 20, die kleinste mit 8 beziffert.

Kirchberg am Wald O. M. B. (Bezirk Schrems), im Hochlande zwischen der deutschen Taya und der Luschnitz. 828 Einwohner. Geringer Verkehr.

Egenburg O. M. B. (Bezirk Egenburg), am Manhartsberge. Stadt mit 1387 Einwohnern. Bezirksamt. Redemptoristenkloster. Strafse von Meifsau nach Pulkau.

Langenlois O. M. B. (Bezirk Langenlois), am Rande der Niederung des Kampflusses zur Donau. Markt mit 3686 Einwohnern. Bezirksamt. Verkehr ziemlich bedeutend.

Ottenschlag O. M. B. (Bezirk Ottenschlag), im waldigen Hochlande nördlich der Donau. Markt mit 788 Einwohnern. Bezirksamt. Wenig Verkehr.

Künring O. M. B. (Bezirk Egenburg), westlich von Egenburg, am Manhartsgebirge. Pfarrdorf mit 436 Einwohnern. Wenig Verkehr.

Haugschlag O. M. B. (Bezirk Litschau), im waldigen Hochlande an einem Zufluss der Luschnitz, an der böhmischen Grenze. Pfarrdorf mit 375 Einwohnern. Wenig Verkehr.

O. W. W.

Michelhausen. Auf jeden Tag 40 Bettler.

Herzogenburg. Durchschnittlich 10 Bettler auf den Tag.

Kirnberg. Manchen Tag kamen 40, an andern Tagen 8 bis 10, durchschnittlich lassen sich 15 auf den Tag, Sommer und Winter, rechnen.

St. Peter in der Au. Die einheimischen Armen werden besorgt, fremde Bettler kamen 6 bis 12 auf den Tag.

Lilienfeld. 15 bis 20 auf den Tag, durchschnittlich 10 ist gewiss nicht zu hoch gegriffen.

Gresten. Man nennt den hiesigen Bezirk (Bezirk Gaming) einen Friedensbezirk, und daher ist der Zuzug von Bettlern sehr stark. Die höchste Zal war 70, die geringste 10 Köpfe auf den Tag, mithin im Durchschnitte 25 Bettler. Am häufigsten gehen sie an Samstagen und an den Vortagen vor Festtagen.

U. M. B.

Schrattenthal. Man kann 15 Köpfe auf den Tag und darüber nehmen.

Herrenbaumgarten. Man kann auf den Tag 10 bis 11 Bettler annehmen. Dabei sind die 8 Kinder des Ortes nicht gezält, die das ganze Jahr hindurch Almosen sammeln.

Retz. Auf den Tag 8 bis 10.

Nappersdorf. Mit gröſster Wahrscheinlichkeit 8 Bettler auf den Tag.

Reinthal. Auf jeden Tag im Durchschnitte 7 Bettler; in dem nahen Feldsberg sicher das dreifache.

Loosdorf. Durchschnittlich 5 bis 6 Bettler auf den Tag. Doch kam auch vor, dass 3 oder 4 auf einmal die Häuser belagerten und nicht von der Stelle wichen, bis ihnen ein entsprechendes Geld-Almosen gereicht wurde.

Ruppersthal. Durchschnittlich 6 Bettler auf den Tag.

Markgrafen-Neusiedel. Durchschnittlich 8 Bettler auf den Tag.

Haugsthal. Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit 15 Bettler auf den Tag.

O. M. B.

Altenburg. Eine sichere Angabe ist nicht möglich; manchen Tag kamen über 20 Bettler.

Kirchberg am Wald. Tag für Tag kamen 5 bis 20 Bettler.

Egenburg. Die Zal der Bettler ist gering mit 30 auf den Tag angesetzt.

Langenlois. Die Zal der Bettler dürfte auf den Tag mit 20 anzusetzen sein.

Ottenschlag. Man kann auf den Tag 5 bis 6 Bettler rechnen.

Künring. Durchschnittlich 9 Bettler auf den Tag.

Haugschlag. Durchschnittlich 8 bis 10 Bettler auf den Tag.

Wenn man aus allen hier genannten Angaben den Durchschnitt zieht, so kommen 12 Bettler auf den Tag.

Die zweite Frage lautete: *Wie stellt sich unter den Bettlern das Verhältnis von Männern, Weibern und Kindern?*

Alle Berichte stimmen überein, dass überwiegend mehr Männer betteln als Weiber und Kinder; von den 11 Gemeinden des Fabriksbezirkes stellt eine die Zal von Männern und Weibern gleich. Einige Orte heben das Betteln der Kinder unter Leitung der Eltern besonders hervor.

Die dritte Frage: *Wie stellt sich das Verhältnis von arbeitsfähigen und zur Arbeit unfähigen* wird durchweg dahin beantwortet, dass die überwiegende Mehrzal der Bettler arbeitsfähige seien.

Bei der vierten Frage: *Waren unter den Bettlern Handwerker, beurlaubte oder verabschiedete Soldaten, Abgebrannte, entlassene Arbeiter? Aus welcherlei Leuten bestand die Mehrzal?* — gesteht man wol im ganzen zu, dass die genannten Arten von Bettlern vorkommen, aber sie zeigen sich bei näherer Betrachtung nicht als vorherrschend und müssen mit einem bemerkenswerten Unterschiede aufgefasst werden.

Am seltensten seien sogenannte Abbrandler, die für sich oder für abgebrannte Gemeinden betteln; sie kommen fast ausschliefslich aus Ungarn und versuchen ihr Geschäft nur mehr in den östlichen Grenzorten, da man sie statt des Almosens auf die Feuerassecuranzen verweist.

Eben so sporadisch, wiewol in den letzten Jahren häufiger, kamen die durch Hagelschlag Beschädigten (Schrattenthal, Altenburg, Egenburg) mit Bettellicenzen ihrer Gemeinden und weiter eine besondere Art von Bettlern, die auf einer Sitte in Oberösterreich fufsen, nämlich die Bettler um Ausstattung von Bräuten (Michelhausen, Ruppersthal, Ottenschlag). Ein Weib, von einem andern mit einem Korbe begleitet, stellt sich als Braut vor und bittet um einen kleinen Beitrag zur Aussteuer, Geld, Mehl, Fleisch, Leinwand u. s. w. Derlei Razzias sollen lucrativ sein, werden von manchen jährlich, auch zweimal des Jahres vorgenommen, oft von Weibspersonen, denen zur Heirat nichts abgeht als der Bräutigam. Aber sie verfehlen selten ihren Zweck, da sie auf die weibliche Bevölkerung berechnet und zumeist durch einen wohlgeleiteten Tratsch unterstützt sind.

Leider finde ich unter den sporadischen Bettlern auch Studenten in misliebiger Weise verzeichnet. Ich gedenke noch der Zeit, wo mir selber das Studienzeugnis in der Tasche ein Creditbrief für manchen Ferialgenuss war und ich erinnere mich mehr als eines Falles, wo mir und meinem Wandergenossen, in der Mittagsstunde

vor dem Pfarrhofe erscheinend, gar nicht Zeit gelassen wurde, das fleischbringende Document zu entfalten. „Setzet euch und esset,“ sprach der Pfarrer, dessen Andenken gesegnet sei — „dann reden wir weiter“ — und liefs uns lächelnd den Gymnasialappetit entwickeln, der, wie damals die Gymnasialweisheit, nicht gerade vielerlei, aber das wenige gründlich zu verarbeiten bestrebt war. Der Vorgang lässt sich nicht eigentlich betteln nennen, denn es fehlte das Substrat — das Bitten um eine Gabe. Mit feiner Witterung zogen wir der gastfreien Luftschicht nach, die um das Haus fächelte — das Pfarrhaus, Forsthaus, Verwalterhaus insbesondere — und giengen nie irre.

Wie muss sich die Zeit geändert haben, wenn der züchtige Ferialappell an die Gastfreundschaft seither zum offenen Strafsenbettel geworden ist! Dies bezeugen mehrere Mittheilungen von Männern, deren Theilnahme an Studierenden zweifellos ist, die aber eine solche Form von Ferialbeschäftigung nicht billigen können. „Sie tragen gröfstentheils schlechte oder mittelmäfsige Zeugnisse mit“ wird von den bettelnden Studenten bemerkt „und kommen“ — das wollen wir uns vor der Hand gesagt sein lassen — „von keiner Lehranstalt im Lande“.

Aber diese Formen von Bettlern, zu denen man etwa noch den verunglückten Geschäftsmann, Beamten, Diurnisten, den Handwerksburschen auf der Wanderschaft, den Urlauber und verabschiedeten Soldaten auf der Heimkehr, den Wallfahrter während der Wallfahrt zälen kann, gehören alle

noch zu den erträglichen gegenüber dem Bettler von Profession, dem Vagabunden, der das Land die Kreuz und Quer in seinem Beruf durchzieht und durch Gewohnheit und Lebensart, raffinierte Benützung der Umstände und, wo es darauf ankommt, durch planmäfsige Operationen einen Brandschatzungsapparat entwickelt, wie eine feindliche Invasion sich ihn zum Ruhme rechnen könnte.

Diese Art Bettler wirkt am intensivsten, wenn nicht durch die Zal, sicher durch Kenntnis des Terrains, durch Wiederholung und manigfaltige Form ihres Angriffes, durch Entschiedenheit oder klugen Rückzug, wo es nötig ist. Sie ist in der Totalität ihrer Wirkung noch viel zu wenig gekannt, um gebührend gewürdigt zu sein, und die Naturgeschichte des einzelnen Vagabunden müsste von Dingen reden, die man platterdings als Fabel nehmen würde.

Sittliche Verkommenheit ist die eine charakterisierende Seite seines Wesens, totale Gleichgültigkeit gegen das Gesetz die andere; zwischen beiden und durch beide beeinflusst arbeitet — wenn mans so nennen darf — die kurze Sorge für den Tag, die der Brantwein ersäuft und der Hunger wieder weckt. Das Vordenken für den kommenden, das Nachdenken über den vergangenen Tag kennt der Vagabund nicht. Die beiden Formen von Aufmerksamkeit, die ihm das Gesetz zuwendet, Schub und Arrest, hat er sich längst als nutzbare Elemente seiner Lebensordnung zurechtgelegt. Der Schub ist eine unentgeltliche

Reise, um aus einem stark begangenen Revier in ein frisches und dann wieder ins alte zurückzukommen; der Arrest eine zeitweilige Erholung vom Tageserwerb, während ein anderer, nämlich der Staat, ihn gastfrei hält. Dasselbe Revier wird von mehreren planmäfsig und nach einem gewissen Turnus begangen. Man verständigt sich über den Austausch und die Verwertung der Beute, die neben dem Bettelkreuzer — der halbe wird nicht respectiert — aus allem besteht, was man im Zwerchsack fortbringen kann, Speck, Fleisch, Mehl, Gries, Flachs u. dgl. Den geringsten Wert hat Milch, die nur im Drang der Sommerhitze — wenn nichts anderes da ist — als Trunk geht; doch haben auch in solchem Falle Most oder Brantwein den Vorzug. Den Vereinigungspunkt zu Conferenzen bilden gewisse vorbestimmte Brantweinkneipen in der Gegend, von denen man auch bei der Gewissheit nicht ablässt, dass die Sicherheitsbehörde sie kenne und dorthin ihre Streifungen richte.

Es liegt in der Natur seines Gewerbes, dass der vagabundierende Bettler alle Formen der Concurrenz wohl in Acht nimmt und für sich ausbeutet. Darnach wird die äufsere Erscheinung und der Ton des Benehmens geregelt. Er bettelt nicht nur als eigentlicher Speckbruder — das ist hier zu Land der Volksname für seinen Stand — sondern nach Umständen als reisender Handwerksbursch, als entlassener Arbeiter — was er in vielen Fällen früher war — als beurlaubter oder verabschiedeter Soldat, wenn ein Monturfetzen

verfügbar ist — auch wol als „blessierter Krieger“ — und lässt überhaupt nur jene Charakterrollen unversucht, zu denen ihm unbedingt der nationale Typus fehlt, z. B. Zigeuner, Rastelbinder, Glas- und Holzslowaken u. s. w.

Aus diesen Andeutungen erklärt es sich, warum die Berichterstatter über den vierten Fragepunkt durchweg das gröfste Gewicht auf die Bettler von Profession legen und das sociale Uebel, welches durch die Bettler überhaupt genährt wird, zumeist von der bedrohlichen Vermehrung solcher Bettler bedingt sehen.

So sagt Pottenstein: Es kommen allerdings Handwerksburschen vor, die wirklich reisen, aber weit mehr solche, die unter dem Schein der Handwerkswanderschaft vagabundieren, meist so eigentliche Brantweinkessel, die frech abläugnen, dass sie erst vor kurzer Zeit da waren und eben so frech die Gabe erpressen. Beurlaubte und verabschiedete Soldaten waren in diesem Jahre selten und diese meist nur auf der Reise aus der oder in die Heimat; aber dafür kamen desto öfter Strolche in zerfetzten Soldatenröcken, die man auch ohne diese gesehen hatte, und bettelten als blessierte oder verabschiedete Krieger mit obligater Erzälung von Königgräz. Auch Arbeiter kamen häufig, meist entlassene Fabriksarbeiter. Aber im ganzen überwogen die Vagabunden, denen das Betteln mehr einträgt als der Taglohn oder die Arbeit, die aber das Erbettelte gleich wieder im „Beisel“ durchschlagen.

Kirnberg: Die Mehrzal bestand aus entlassenen Arbeitern von den Strafsen- und Eisenbahnbauten, die zum Theil offen gestanden, dass sie sich mit dem Betteln mehr verdienen als den gewöhnlichen Arbeitslohn von 60 kr. Die beurlaubten und verabschiedeten Soldaten, die periodisch wiederkehren, fordern am kecksten und sind mit der gewöhnlichen Gabe nicht befriedigt.

Retz: Handwerker kann man ein Drittel annehmen. Sie werden, wenn sie sich mit ihren Arbeitsbüchern ausweisen, aus den zu diesem Zweck gesammelten Geldern mit je 4 Kreuzern von der Stadt betheilt. Aber die meisten Bettler sind arbeitsscheue, vom Bettel lebende Personen aus allen Schichten (beurlaubte und verabschiedete Soldaten, entlassene Arbeiter, Sträflinge, verkommene Schreiber u. s. w.).

Loosdorf: Unter den Bettlern waren alle genannten Beschäftigungsarten vertreten. Doch muss ich bemerken, dass viele, die sich als Handwerker oder verabschiedete Soldaten präsentieren, in die Classe der sogenannten Ziegelschläger gehören — der Name von ihrer ursprünglichen Beschäftigung ist jetzt gleichbedeutend mit Tagedieb — sie sind gewöhnlich von Weibspersonen und Kindern begleitet.

Ruppersthal: „Handwerker und beurlaubte Soldaten keiner, desto mehr verabschiedete Soldaten oder solche, die sich dafür ausgaben und Monturstücke an sich trugen. Bedeutend ist die Zal der durch Hagelschlag Verunglückten; sie haben oft bürgermeisterliche Certificate bei sich, die

zwei bis drei Jahre alt sind, abgegriffen, zusammengeklebt und unleserlich. Aber die mehrsten Bettler bestehen aus steuerzalenden, die unter dem Scheine des Hausierhandels betteln: Zwiebel- und Knoblauchhändlern, slovakischen Glashändlern (in Compagnie), Hadern- und Knochensammlern, Spacereihändlern, weiblichen Zündholz- und Wichshausierern, den unvermeidlichen Rastelbindern, aus Gitterstrickern, Reutermachern, Schleifern und Parapluihändlern, Geigern und Werkelmännern. Unter den angeführten Arten sind auch die frechsten. Noch zu nennen sind die Bettler für die Ausstattung der Braut, die nobeln Bettler (verunglückte Beamte, abgesetzte Lehrer u. s. w.), endlich die Zigeuner, die den Bettel jederzeit mit Diebstal verbinden."

Den Stand der Bettelfrage, insofern sie die Bettler von Profession betrifft, kann ich nicht zutreffender darstellen als mit den Worten eines intelligenten Landwirts und Gemeindevorstehers in O. W. W., in die er seinen landwirtschaftlichen Bericht über den Sommer 1867 kleidet.*)

„Es unterliegt keinem Zweifel" — sagt er — „dass in den Thälern und Vorbergen unserer Gebirgsbezirke die Landwirtschaft auf eine hohe Stufe gebracht werden könnte, weil hier die meisten Culturpflanzen gut gedeihen, daher eine intensive Bodenbearbeitung, Wechselwirtschaft mit Hackfruchtbau ganz am Platze wäre. Allein es fehlen zwei wesentliche Bedingungen: die In-

*) Allgemeine land- und forstw. Zeitung 1867. Nr. 30.

telligenz und die Arbeitskräfte. Wenn man sieht, was einzelne intelligentere Landwirte trotz aller Hindernisse zu leisten im Stande sind, dann muss man umsomehr bedauern, dass diese nur zu den seltenen Ausnahmen gehören. Selbst an gewöhnlichen Arbeitsleuten ist Mangel und mit wahrem Aerger sieht man unsere Gegenden von Müſsiggängern und Tagedieben aus allen Ländern durchzogen. Während der Bauer und seine Leute des Tages Last und Hitze tragen und wirklich im Schweiſse ihres Angesichtes sich das Brod verdienen müssen, liegen die Herren Vagabunden im kühlen Schatten, rauchen gemütlich und spielen Karten oder treiben andere Kurzweil, um von Zeit zu Zeit bei den Häusern sich Nahrung, Trunk und Geld zu holen und die Bewohner durch ihre Zudringlichkeit zu maltraitieren, auch gelegentlich zu stelen, was leicht fortzubringen ist. — Auſser diesen Vagabunden von Fach, die gar nichts thun als unserm lieben Herrgott die Zeit abstelen, gibt es viele andere, die wenig besser sind; fast allen Rastelbindern, Gläserträgern, Haderleuten, Spielereikroaten u. s. w. dient ihre Hausierbewilligung nur als Deckmantel der Bettelei. Wenn z. B. alle die Gläserträger Geschäfte machen sollten, um sich zu ernähren, so müsste es in jeder Gemeinde eigene Personen geben, die Gläser und Flaschen zusammenschlagen. Bei einem Handwagen, mit mehreren hölzernen Schaufeln und einigen Kochlöffeln bepackt, ist eine so groſse Anzal jung und alt beschäftigt, dass sie genügen würden, ein mittleres Bauerngut zu bearbeiten. Dazu

kommen noch die musikalischen Bettler, die uns in unserer Trübsal etwas vorwerkeln oder vorblasen."

„Bis jetzt hat man bei uns kein Mittel, sich der Vagabunden ausgiebig zu erwehren. Unsere möglichst unpractische Gesetzgebung macht dies unmöglich."

„Der einzelne hütet sich, gegen sie energisch aufzutreten, aus Furcht vor Rache; die Gemeinden hüten sich, die Bettler zu belästigen, denn sie haben für ihre Mühe nur Auslagen ohne Erfolg."

„Hat ein Vagabund eine gute Ausweisung und sei es eine Legitimationskarte, so ist er unantastbar. Sieht es damit übler aus, dann bekommt er eine gebundene Marschroute, mit der er erst recht fechten geht. Und kommt es hoch, so wird er vom Amt mit Schub expediert, wo möglich zu Wagen, was aber nur zur Folge hat, dass er, kaum zu Hause angelangt, seine Tour von neuem beginnt und kecker ist, denn zuvor. Sind seine Heimatsverhältnisse nicht zu eruieren, dann gehört er, auch wenn er bei einem Diebstal arretiert würde, der Gemeinde, die ihn aufgriff, an. Schreiber dieses, der die wenig beneidenswerte Ehre genieſst, Gemeindevorsteher zu sein und anfangs voll Eifer in der Handhabung der Gemeindepolizei war, kann hierüber auffallende Thatsachen berichten."

„So lange man nicht dafür sorgt, dass, wer arbeiten will, Arbeit erhält und wer nicht arbeiten will, dazu zwangsweise verhalten wird; so lange nicht die Heimatgemeinde, rücksichtlich das Land die Kosten der Aufgreifung der ihr angehörigen

Bettler zu tragen hat; so lange nicht gröſsere Ortsgemeinden oder Bezirksgemeinden gebildet werden, die eine kräftige Handhabung der Ortspolizei, die Errichtung von Arbeitsanstalten u. s. w. ermöglichen; so lange in der Gesetzgebung nichts geändert wird und hypersentimentale Gefühle den arbeitsscheuen Bettler begünstigen, so lange wird er immer eine Geiſsel, ja der eigentliche Herr der Landbevölkerung bleiben."

„Wenn man berechnet, welche Arbeitskraft verloren geht, welche groſse Summen jahraus jahrein das Vagabundenwesen von den Landbewohnern fordert, dann kann man nur ausrufen: Hier thut Hilfe Not, aber schnelle Hilfe! Diese zu bieten wird Aufgabe unserer Regierung und der Volksvertreter sein — und es ist zu wünschen, dass der volkswirtschaftliche Klub unseres Reichsrathes die Sache je eher je lieber in die Hände nehme."

So der Bericht.

Sehr möglich, dass man ihm die zwingenden Umstände entgegenhält, die jetzt — leider mit einer gewissen Berechtigung — überall auftreten, wo ein gemeinnütziger Gedanke angeregt wird oder dem laufenden Uebel ein sicherer Damm gebaut werden soll. „Der Gedanke" — sagt man — „wäre allerdings gut und die Ausführung wünschenswert. Aber dazu brauche man — abgesehen von allem andern — zunächst Geld, viel Geld, und das sei eben weder vorhanden, noch aufzubringen."

Da dies Argument das Siegel zweier Landesminister und eines Reichsministers trägt, und die

Uebereinstimmung beider Delegationen und des ganzen Reichsrates für sich hat, so lässt sich nichts weiter sagen.

Für unsern Fall käme nur die Frage in Rechnung, ob nicht mit ernstem Willen, mit kluger Benützung und klarer Beherrschung der Umstände, mit entschiedenem und beharrlichem Muthe ohne Geld hier manches zu leisten wäre?

Nach Brachelli (Jahrbuch des Vereines für Landeskunde 1867) bestehen in Niederösterreich mit Wien 35 Städte, 227 Märkte und 4380 Dörfer, zusammen mit 171.493 bewohnten Häusern. Bringt man davon die 8793 Häuser von Wien in Abschlag, so kommen auf das flache Land 162.700 bewohnte Häuser.

Nehmen wir nun, in der billigsten Auffassung unserer Angaben, die durchwegs bedeutend höher gehen, die Gabe jedes Hauses an Bettler täglich mit 6 halben oder 3 ganzen Kreuzern an, so beziffert sich die Steuer, die das Land aufser Wien durch den Bettel trifft, mit jährlichen 1,781.565 Gulden, wobei natürlich das nicht gerechnet ist, was an die Ortsarmeninstitute und durch freiwillige Gaben oder Sammlungen für Arme einfliefst.*)

---

*) Nach einer jüngst in öffentlichen Blättern gebrachten Notiz wurden zwangsweise (mit Schub) von Wien in die Heimat befördert

im	Jahre	1864	8845	Individuen,
„	„	1865	9004	„
„	„	1866	9083	„
„	„	1867	10118	„

Für Ausspeisung, Transport, Bekleidung dieser Schüblinge rechnet man jährlich 45.000 fl. und die Erhaltungskosten

Die Nutzanwendung dieser Angabe reicht über den Rahmen meiner Betrachtung hinaus.

Ueber die fünfte Frage: *Wie stellt sich das Verhältnis von Einheimischen, d. h. Niederösterreich angehörigen und aus der Fremde zugewanderten?* lauten die Angaben im ganzen dahin, dass der einheimischen Bettler weniger seien als der fremden, und unter den letztern die aus Böhmen (Budweiser, Czaslauer, Chrudimer Kreis slavischer Zunge) die Mehrzal bilden.*) Dann kommen der

---

jeder Schubstation, deren es aufser Wien im Lande 100 gibt, beziffert man mit je 600 fl., zusammen mit 60.000 fl., was demnach einen Gesammtaufwand von 105.000 fl. jährlich für Schüblinge darstellt.

*) Von befreundeter Hand erhalte ich über die Vagabunden aus den an Niederösterreich grenzenden slavischen Gegenden Böhmens und Mährens nachstehende Mittheilung:

Die Ueberproduction an Kräften und eine Art traditioneller Wanderlust führt Leute aus der Classe der Arbeiter jährlich in grofser Menge nach Wien und Umgebung. Sind solche Arbeiter, welche herüberkommen, bereits im reifen Alter, so verfallen sie nicht leicht einem vagabundierenden Leben.

Anders die Kinder, welche ihnen folgen, oder welche nach Wien in die Lehre gebracht werden.

Diese Kinder sind nur der böhmischen Sprache mächtig und können daher vom Schul- und Religionsunterrichte hier gar nichts gewinnen. Dass dieses zu ihrer Verwilderung führe, darüber kann kein Zweifel sein.

Beachtenswert ist insbesondere der Umstand, dass es Menschen gibt, welche mit solchen Kindern einen förmlichen Seelenhandel treiben. Sie bereisen nämlich die erwähnten Gegenden, schwatzen den Eltern ihre Kinder ab und nachdem

Zal nach die Bettler aus Mähren (gröfstentheils Olmützer Kreis), endlich die aus Ungarn (Trentschiner Comitat). Doch bilden in Medling unter den 249 Schüblingen die Niederösterreicher mit 64 Köpfen ein starkes Contingent und erklärt Schrattenthal, Haugsdorf U. M. B. die Mehrzal der Bettler als einheimische, eben so Altenburg und Künring O. M. B. mit dem Beisatze, dass gerade die arbeitsscheuen Gewohnheitsbettler aus

---

sie auch deren Geldkräfte nach Möglichkeit ausgebeutet, führen sie die armen Opfer ihrer Speculation nach Wien, wo sie bei verschiedenen Gewerbsleuten in die Lehre untergebracht werden.

Ein solcher Knabe, der nicht für die Lehre zalt, wird in der Regel nicht gleich als Lehrling aufgedungen, sondern muss früher eine Probezeit bestehen, die mehrere Jahre dauert. Während dieser ist von einem Schulbesuch keine Rede; das Kind wird zu den gröbsten Arbeiten verwendet, nicht selten roh behandelt, und sinkt auf der Stufenleiter der Moralität immer tiefer. Wird dann der Knabe endlich zum Lehrlinge und besucht er die Schule (in der Regel die sogenannte Wiederholungsschule, wo es für ihn nichts zu wiederholen gibt), so wird ihm diese zur Qual, theils weil er der Unterrichtssprache nicht mächtig, theils weil er bereits verwildert ist. So wächst er heran, bis sein Meister erkennt, dass er ihn nicht brauchen kann.

Nun ist sein Lebenslos entschieden. Um bei einem andern Meister in die Lehre einzutreten, ist er zu alt, und in seine Heimat zurückkehren mag er nicht, weil er sich dem Landleben entfremdet hat. Er wird Vagabund und reift dem Strafhause und dem Schüblingsleben entgegen.

Aehnlich ist das Los jener Kinder, welche während der Bauzeit mit den Eltern herüber kommen oder deren Angehörige in den zalreichen Ziegelhütten in der Nähe Wiens ihren Lebensunterhalt suchen. Bei Inzersdorf lassen sich an solchen Kindern betrübende Studien machen.

Niederösterreich seien, was auch durch andere Angaben bestätigt wird.

Die sechste Frage: *Hat die Zal der Bettler seit den letzten fünf Jahren zu- oder abgenommen?* — wird von den meisten mit der Erklärung beantwortet, dass sie zugenommen, von manchen, dass sie rapid zugenommen habe. Nur Gutenstein U. W. W. merkt seit 1865 eine Abnahme der Bettler, Herrenbaumgarten U. M. B. bezeichnet eine entschiedene Abnahme seit der strengeren Handhabung der polizeilichen Aufsicht; Ottenschlag O. M. B. und Haugschlag O. M. B. bemerken eine Abnahme.

Wenden wir uns nun der Beantwortung der letzten Frage zu, die neben Bekanntem viel Interessantes und Lehrreiches bietet.

Welche sind in der Gegend die herrschenden Ursachen jener Verarmung, die zum Bettel führt?

Es ist natürlich, dass bei einem Gegenstande, dessen Bedingungen so tief in die Lebensverhältnisse eingreifen, die rein localen Ursachen von den allgemeinen nicht scharf geschieden werden. In den mehrsten Fällen ist es ja eben das Vorhandensein allgemeiner Ursachen, was einer gewissen localen jene tiefe, beharrliche und verderbliche Wirkung gibt.

Eine plötzlich hereinbrechende örtliche Bedrängnis kann zur Verarmung führen, die schwer

wieder oder auch gar nicht mehr zu überwinden ist. Aber damit eine so erzeugte Hilflosigkeit auch schon zum Bettel führe und diesen fortan als ausschliefsendes und dauerndes Mittel zum Lebensunterhalt hege, dazu sind noch Bedingungen notwendig, die aufserhalb des localen Unglücks liegen. Sie müssen, dünkt mich, in dem Habitus der Gesittung gesucht werden, das heifst, in dem allgemeinen Zustande dessen, was man Sittlichkeit und Bildung nennt und was sich ohne religiöse Grundlage nicht denken lässt.

Wenn man Sittlichkeit und Bildung als sichere Leitsterne in der Bedrängnis des Lebens anerkennt, so wird man auch zugeben, dass sie den Menschen in dem Mafse leiten, als er sie kennt und ihre Wirkung in sich aufgenommen hat.

Nun gibt es, meine geehrten Zuhörer, neben der feinen eine minder feine Sittlichkeit, wie es neben der feinen eine minder feine Bildung gibt, denn beide sind Ergebnisse einer stufenweisen Entwicklung, die unendlich fortschreitet; der Mensch kann ihrer nie genug haben. Ob aber bei jemanden Sittlichkeit und Bildung bis zu jenem Grade entwickelt seien, wo sie ihm, er stehe wo er wolle, einen festen Halt im Leben geben, das entscheidet nichts so auffällig, als der Sturm des Lebens selbst, der Moment, wo die hereinbrechende Drangsal dem Menschen all sein mühsam Gebautes und all die Hoffnungen, die daran hangen, mit einem Schlage zertrümmert.

Hier treten zwei Fälle ein. Entweder der Mensch, den die Katastrophe niederwarf, richtet sich wieder auf, sammelt allgemach an den Trümmern der Habe, der Hoffnung, an der Theilnahme des Nächsten, an der Aussicht auf Hilfe, an der Ausdauer des Willens, an der Zuversicht auf Gott seine Kraft und beginnt getrost einen neuen Bau fürs Leben. Oder er richtet sich nicht wieder auf, sondern muss aufgerichtet und muss auch dauernd gehalten werden, wenn er stehen soll; denn ihm fehlt der innere Impuls zum Sammeln seiner Kraft, wenn auch die Elemente da wären; — sich selbst anheimgegeben verzagt er, verkommt er, geht er für ein geregeltes, auf die Gesammtwohlfahrt angelegtes Leben verloren.

Im ersten Falle war Sittlichkeit und Bildung bis zu dem Grade entwickelt, wo sie ausreichten, den Menschen zu halten, im zweiten Falle nicht.

Von diesem Standpunkte müssen wir es auffassen, wenn in den Berichten die allgemeinen Ursachen der Verarmung betont und in den mehrsten Fällen gerade als das bezeichnet werden, was den localen Ursachen die verderbliche Richtung gab.

An Ernst der Betrachtung und patriotischem Freimut lassen es auch hier unsere Berichterstatter nicht fehlen, und die wehmütige Frage, warum es so sein müsse, während es doch anders und besser sein könnte, liegt — wenn auch nicht ausdrücklich — allen auf der Zunge.

Unter den allgemeinen Ursachen, die zur Verarmung führen, wird nun in der That die

ganze Stufenleiter menschlichen Elends genannt und uns bleibt nur die traurige Warnehmung, dass es da sei und dass dieses Elend an dem Bande des Gemeinwesens nage. Man weiset auf den Mangel an Erziehung und Unterricht und in weiterer Folge auf den Mangel an Gemüts- und Charakterbildung bei der Jugend hin — auf Trägheit und Arbeitsscheu als Folge des Verfalls der Sittlichkeit — auf Leichtsinn und Genusssucht, Müfsiggang und Selbstüberhebung als Folge der Abwendung von Gott.

Es klingt wie eine versöhnende Melodie in diesem Chor, wenn eine Stimme (in einem abgeschiedenen Gebirgsdorf) sich vernehmen lässt: Die Ursache der Verarmung bei unsern einheimischen Bettlern ist Alter, Gebrechlichkeit, Arbeitsunfähigkeit. Durch unsere Bettler wird niemand belästigt; sie nehmen jede, auch die geringste Gabe, mit Dank an — oder wenn ein anderer Bericht bezeichnend sagt: Wir haben im Dorfe nur zwei Bettler, wenn man sie so nennen darf, ein mehr als achtzigjähriges Weib, das erwerbsunfähig ist und in den bessern Häusern, wenn sie kommt, gern gesehen und betheilt wird — und einen Knaben, der zuweilen um sein Vesperbrot bittet. Die Eltern dieses Knaben heirateten gegen den entschieden ausgesprochenen Willen der Gemeinde über behördliche Ehebewilligung. Die Gemeinde kannte die Unfähigkeit des Ehewerbers, eine Familie zu ernähren und schon bei der Hochzeit erschien der Bräutigam in Rock und Beinkleid, die nicht ihm gehörten. Hier-

mit — fügt der Berichterstatter bei — ist einer der Gründe nicht sowol der Verarmung als der Vermehrung armer Personen im Lande illustriert.

Ueber die localen Ursachen des überhandnehmenden Bettels, unter denen in mancher Gegend auch feindliche Invasion, Cholera und Viehseuche mitwirkten, spricht der Wortlaut einiger Mittheilungen sehr belehrend.

Arbeitsscheu und der furchtbare Verfall der Sittlichkeit — sagt Bruck — sind auf dem Lande die herrschenden Ursachen, nicht der Verarmung, sondern des Bettelns. Letzteres Grundübel führt denn auch gleich zu verbrecherischen Diebstälen und Einbrüchen, wenn der Bettel zu wenig einträgt, obgleich man unzäligemal die Aeufserung hört: „Ich verdiene mir mehr im Betteln als bei der Arbeit“. Zum Beweise des Gesagten lässt sich anführen, dass im vorigen Jahre und Winter (1866 auf 1867), wo es gar keine Arbeit und keinen Verdienst gab, und die Not um das tägliche Brot so grofs war, dass hunderte von Familien nicht mit Erdäpfeln, sondern mit Burgunderrüben ihr Leben fristeten, doch nicht so viel Bettler erschienen, als in diesem gesegneten Jahre und demnach viel weniger Angriffe auf fremdes Gut vorkamen als bei Beginn des Winters, wo Arbeit überall leicht zu finden war. Auf dem flachen Lande gibt es gottlob noch kein Proletariat; denn die Gemeinden sind im Stande, ihre Armen zu ernähren und werden dies so lang vermögen, als es bestiftete Wirtschaften gibt. Es wäre nur zu sorgen, dass die tausende von arbeitsscheuen

Müfsiggängern zwangsweise beschäftigt werden, und dass die Gemeinden die Pflicht gegen ihre arbeitsunfähigen Angehörigen üben.

In Besonderes eingehend äufsert sich Michelhausen O. W. W.

Die Ursachen jener Verarmung, die zum Bettel führt, sind in unserer Gegend so manigfach, dass ich nur die vornehmsten bezeichnen kann. Vor allem die 1863 bis 1864 eingetretene Entwertung von Grund und Boden. Das Jahr 1863 war bei uns ein Misjahr; die Hitze, der Mangel an Regen liefs weder Halm- und Hackfrüchte, noch Futterkräuter gedeihen. Die Folge davon war, dass jeder Hausbesitzer alle nur halbwegs entbehrlichen Personen entliefs, dass viele ihr Nutzvieh, wiewol es zum Fortbetrieb der Wirtschaft notwendig war, verkauften, und zwar, da es wegen Geld- und Futtermangel wenig Käufer gab, um den halben, ja um den Viertelwert; viele, die in frühern Jahren etwas erspart und auf Realitäten fruchtbringend angelegt hatten, die Ersparnisse kündeten, die Schuldner aber weder bei Privaten noch bei Waisen- und Sparcassen Anlehen bekamen, um die bedrängten und drängenden Gläubiger zu befriedigen. So kamen viele Besitzungen aus Mangel an Bargeld unter den Hammer und wurden executiv verkauft. Und da man von dem Erlöse oft kaum die Satzschulden tilgen konnte, gieng der ehemalige Besitzer, der vielleicht kurz vorher noch für einen bemittelten Mann galt, leer aus und wurde zum Bettler. Das Bezirksamt Atzenbruck (es ist bei-

läufig gesagt das kleinste im Lande) könnte den Nachweis liefern, dass in jener Zeit an seiner Amtstafel zwei- bis dreihundert Executivfeilbietungen zu gleicher Zeit angekündigt waren, dass Wirtschaften mit 20 bis 30 Joch Grund um 2000 bis 3000 fl., Kleinhäuser, die sonst regelmäfsig um 500 bis 600 fl. abgiengen, nicht über 150 bis 200 fl., ein Brauhaus mit voller Brauvorrichtung, geschätzt auf 12.000 fl., um 2180 fl. verkauft wurden. Demnach kein Wunder, wenn bei solchen Anlässen nicht nur die Exequierten, sondern auch viele Hypothekargläubiger das ihrige verloren, ja oft Dienstboten den blutig verdienten Lohn einbüfsten.

Eine andere Staffel abwärts zum Bettel war bei uns die überstürzte Freigebung der Gewerbe; man verstehe mich recht — nicht die Freigebung an sich, sondern ohne Uebergang, wie er bei durchgreifenden Neuerungen allezeit geraten ist und in der Regel auch gestattet wird. Mancher Handwerksgeselle griff nach der Freiheit, um sich selbständig zu machen und zu heiraten, aber mit leeren Händen und gewöhnlich auch mit leerem Kopfe. Da aber zum Geschäfte die besten Factoren fehlten und der junge Meister, sich selbst überlassen, der Bequemlichkeit nachhieng, so geriet das Geschäft bald in den Krebsgang und Meister und Meisterin wurden eine Last für die Gemeinde.

Dieselbe Quelle des Bettels wird auch von Münchendorf, Altenburg, Egenburg und Haugschlag besprochen.

Die überwiegende Ursache der Verarmung, die zum Bettel führt, ist aber die Arbeitsscheu

und Faulheit, und auf der andern Seite die Leichtigkeit, mit der man sich durch Betteln Geld verdient, mehr als durch Arbeit. Es war — namentlich im Sommer 1867 — eine häufige Klage der Gewerbsleute und Grundbesitzer, dass sie nur sehr schwer Hilfsarbeiter erlangen. Zwar ziehen allwochentlich ganze Scharen von Handwerksgesellen, kräftige, junge Arbeiter beiderlei Geschlechtes durch die Ortschaften, klopfen an jede Thür und betteln, aber suchen keine Arbeit. Derlei Landstreicher sagen es Meistern und Bauern, die Verdienst geben wollen, ohne Scheu ins Gesicht; dass sie nicht arbeiten mögen, weil sie sich beim Bettel besser stehen, sich nicht zu plagen brauchen, ein freies Leben führen und in der Welt herumkommen; ein dummer Bettler — heifst es — der nicht jeden Tag einen Gulden zusammenbringt! Rechnet man dazu, dass ein solcher Vagabund sich nebenbei die Kleider und Stiefel erbettelt, in der Regel Mittags- und Abendkost auch bekommt, beim Bauer Nachtherberge findet, im Sommer in der Scheune, des Winters im warmen Stall; dass er seine Berufsreisen nur bei schönem Wetter macht und die regnerischen Tage in der warmen Schnapsbude zubringt, so muss man gestehen, er führe das Leben auf fremde Kosten nach einer bequemen Methode.

Einen Einblick in die Localarmenpflege auf dem Lande gibt der Bericht aus Kirnberg O.W.W.

Die wenigen Bettler, die aus der nächsten Umgebung her sind, können keine andere Ursache des Bettelns angeben als Trägheit, die denselben

jede anstrengende Beschäftigung verleidet. In einem weiten Umkreise ist mir keine Gemeinde bekannt, die nicht im Stande wäre oder die sich weigerte, ihre unverschuldet Verarmten und Erwerbsunfähigen zu versorgen. Diese werden entweder durch Beiträge aus dem Pfarrarmeninstitute oder aus der Gemeindecasse unterstützt, meist aber angewiesen, als sogenannte Quartierer von Haus zu Haus zu gehen. Jedes Haus — die Kleinhäuser ausgenommen — hat den Armen, der vom Nachbarhaus kommt, durch eine bestimmte Zeit (acht, sieben, sechs bis einen Tag) ganz zu verpflegen, seine Leibwäsche zu reinigen und darauf zu sehen, dass er mit allen Habseligkeiten an das nächste Haus abgegeben werde.

Wol lässt sich gegen diese Einrichtung manches sagen, die Armen sträuben sich dagegen und ich selbst war lange Zeit ihr entschiedener Gegner. Aber die Erfahrung hat mich überzeugt, dass sie für Gegenden wie die unseren, mit zerstreuten Gehöften und Häusern, doch noch die zweckmäfsigste sei; sie hält die Betheilten ab, sich mit dem Bettel auf die weitere Umgebung zu werfen und eine Landplage zu werden. Darum will auch der Bettler von Profession vom Quartiergehen nichts hören.

Wenn nur dem Vagabundenwesen ernstlicher entgegengewirkt würde! Wol erhalten die Gemeinden von Zeit zu Zeit bezirksämtliche Aufträge, Streifungen (zur Nachtzeit von Haus zu Haus) zu machen, man greift auch jederzeit einzelne Bettler auf und liefert sie ein. Aber meist kommen die-

selben Bettler am nächsten Tage wieder, da sie mit Legitimationen versehen waren, oder sie kriechen aus dem Versteck eines Bauernhauses, dessen Besitzer sie aus Furcht vor ihrer Rache verbarg. Ja Hausbesitzer, deren Häuser allein stehen, erklärten mir geradezu, man dürfe den Bettlern nicht an den Leib gehen, weil man sonst ihre Rache herausfordere; der rote Hahn sei leicht auf dem Dache. Ueber Bedrohung und Beschimpfung von Seite der Vagabunden klagt alle Welt und die allerwenigsten Bettler sind mit der Gabe zufrieden, die man ihnen reicht. Einzelne Männer, auch einzelne Gemeinden können da nichts thun, damit diese Landplage aufhöre. Erklären ja doch Organe der Regierung selbst, dass mit den bestehenden Verordnungen über das Vagabundenwesen dem überhandnehmenden Uebel nicht gesteuert werden könne. Man trägt z. B. den Gemeinden auf, sogenannte Bettelvögte zu stellen. Das mag in geschlossenen Orten angehen und Erfolg haben; aber in Gemeinden mit weit zerstreuten Häusern müsste fast vor jedes Haus ein Vogt gestellt werden und auch der vermöchte nichts gegen eine Schar von Bettlern, wie sie zeitweise daherkommen. Als hier in der Gemeinde die Bettelvogtfrage verhandelt wurde, war auch nicht ein brauchbares Individuum zu diesem Amte bereit; und mit solchen, die selbst von Haus zu Haus betteln, liefs sich nichts anfangen.

Der Verein für Landeskunde — schliefst der Bericht — würde sich hochverdient machen ums ganze Land, wenn es ihm gelänge, hier eine unsern

jede anstrengende Beschäftigung verleidet. In einem weiten Umkreise ist mir keine Gemeinde bekannt, die nicht im Stande wäre oder die sich weigerte, ihre unverschuldet Verarmten und Erwerbsunfähigen zu versorgen. Diese werden entweder durch Beiträge aus dem Pfarrarmeninstitute oder aus der Gemeindecasse unterstützt, meist aber angewiesen, als sogenannte Quartierer von Haus zu Haus zu gehen. Jedes Haus — die Kleinhäuser ausgenommen — hat den Armen, der vom Nachbarhaus kommt, durch eine bestimmte Zeit (acht, sieben, sechs bis einen Tag) ganz zu verpflegen, seine Leibwäsche zu reinigen und darauf zu sehen, dass er mit allen Habseligkeiten an das nächste Haus abgegeben werde.

Wol lässt sich gegen diese Einrichtung manches sagen, die Armen sträuben sich dagegen und ich selbst war lange Zeit ihr entschiedener Gegner. Aber die Erfahrung hat mich überzeugt, dass sie für Gegenden wie die unseren, mit zerstreuten Gehöften und Häusern, doch noch die zweckmäfsigste sei; sie hält die Betheilten ab, sich mit dem Bettel auf die weitere Umgebung zu werfen und eine Landplage zu werden. Darum will auch der Bettler von Profession vom Quartiergehen nichts hören.

Wenn nur dem Vagabundenwesen ernstlicher entgegengewirkt würde! Wol erhalten die Gemeinden von Zeit zu Zeit bezirksämtliche Aufträge, Streifungen (zur Nachtzeit von Haus zu Haus) zu machen, man greift auch jederzeit einzelne Bettler auf und liefert sie ein. Aber meist kommen die-

selben Bettler am nächsten Tage wieder, da sie mit Legitimationen versehen waren, oder sie kriechen aus dem Versteck eines Bauernhauses, dessen Besitzer sie aus Furcht vor ihrer Rache verbarg. Ja Hausbesitzer, deren Häuser allein stehen, erklärten mir geradezu, man dürfe den Bettlern nicht an den Leib gehen, weil man sonst ihre Rache herausfordere; der rote Hahn sei leicht auf dem Dache. Ueber Bedrohung und Beschimpfung von Seite der Vagabunden klagt alle Welt und die allerwenigsten Bettler sind mit der Gabe zufrieden, die man ihnen reicht. Einzelne Männer, auch einzelne Gemeinden können da nichts thun, damit diese Landplage aufhöre. Erklären ja doch Organe der Regierung selbst, dass mit den bestehenden Verordnungen über das Vagabundenwesen dem überhandnehmenden Uebel nicht gesteuert werden könne. Man trägt z. B. den Gemeinden auf, sogenannte Bettelvögte zu stellen. Das mag in geschlossenen Orten angehen und Erfolg haben; aber in Gemeinden mit weit zerstreuten Häusern müsste fast vor jedes Haus ein Vogt gestellt werden und auch der vermöchte nichts gegen eine Schar von Bettlern, wie sie zeitweise daherkommen. Als hier in der Gemeinde die Bettelvogtfrage verhandelt wurde, war auch nicht ein brauchbares Individuum zu diesem Amte bereit; und mit solchen, die selbst von Haus zu Haus betteln, liefs sich nichts anfangen.

Der Verein für Landeskunde — schliefst der Bericht — würde sich hochverdient machen ums ganze Land, wenn es ihm gelänge, hier eine unsern

Verhältnissen zusagende dauernde Abhilfe anzubahnen. Als ich einzelnen Männern der Gemeinde von diesem Streben erwähnte, erhielt ich die freundlichste Dankversicherung — freilich mit dem Bemerken: „Wenn es nur nicht wieder auf dem Papiere bleibt“.

Als den verderblichsten Helfer zur sittlichen Verkommenheit, die sich im Bettel kundgibt, bezeichnen aber die meisten den Brantwein und die rapide Zunahme seiner Consumtion.

In Folge der geringen Weinernte seit mehreren Jahren — sagt Schrattenthal — nisteten sich in jeder Gemeinde Brantweinschenken ein. Jeder Ort hat seinen Krämer, jeder Krämer führt — gegen geringe Erwerbsteuer — Brantwein, der ihm, so schlecht seine Qualität ist, mehr einträgt als sein übriges Geschäft. Man muss nur sehen, wie es da zugeht, vom Morgen bis zum Abend, wie ein bis zwei Eimer den Tag über durch die Gurgeln rinnen, da man seitelweis trinkt, als obs Wasser wäre. Es ist erstaunlich, wie rapid seit drei Jahren das Brantweintrinken bei uns zunimmt, wo der Brantwein früher kaum bekannt war; und seine Wirkung auf den sittlichen Verfall der Leute ist unverkennbar.

In ähnlicher Weise sprechen die Berichte aus Herzogenburg, Gresten, Loosdorf, Haugsdorf, Altenburg, Egenburg, Haugschlag und Retz.

Bezeichnend sind die Angaben aus letzterer Gegend, die sich durch ihren Erwerb vorzugsweise als Weinland charakterisiert.

Brantwein — sagt der Berichterstatter — war in früheren Jahren hier so wenig gekannt, dass ein Schnapsbruder, wenn er zufällig durchkam, seine Not hatte, den Hang nach diesem Gesäufe zu stillen. Seit aber der Wein nicht geriet und die Geldnot überhand nahm, schossen die Brantweinschänken wie Pilze auf und mehren sich fortwährend, recht eigentliche Menschenfallen, welche das Opfer, das hineingerät, unrettbar festhalten.

Hat man in einer Weingegend länger gelebt, so weifs man die Wirkung des Weines auf die Bevölkerung zu messen und kennt die Ausschreitungen, die das Uebermafs des Genusses entweder zeitweise oder dauernd bewirkt. Und wenn die Weinseligkeit in rohes Gebrüll, in Rauferei und lebensbedrohende Gewaltthat ausschlägt, wie wir das nicht selten zu sehen bekommen, so bin ich der letzte, der sich zum Verteidiger aufwirft.

Aber im Vergleich zu der Leib und Seele ruinierenden Wirkung, die der Brantwein auf das Volk ausübt, und zwar in der kürzesten Zeit und mit einer geradezu verstrickenden Gewalt, muss ich den Wein als einen wahren Segen Gottes preisen trotz des Unfugs, den er anrichtet. Das habe ich in den drei Jahren erfahren.

In den Brantweinschenken wird recht eigentlich das Laster ausgebrütet; und wer auch nur mit einem Anfluge von Lüderlichkeit hineingerät, ist verloren; dort entweicht ihm die letzte Regung von Ehrlichkeit im benebelnden Fusel, die letzte Scheu vor dem zuchtlosen Leben und — der

Saufbold wird gewöhnlich mit dem Bettler zugleich installiert. Die Verwegenern stürzen sich ins Verbrechen und werden den Strafhäusern zur Beute; die minder Energischen verfallen dem Vagabundieren, wandern von Schänke zu Schänke und treiben am Weg den schamlosesten Bettel. Wie manchen arbeitsamen Mann sah ich auf dieser Bahn verderben, uneingedenk seines Weibes und seiner Kinder, die in der bittersten Not verkamen! Wie manchen jungen Burschen sah ich an dieser Hochschule des Lasters reif werden für den Galgen, auf dem er zwar nicht hängt, aber den er hundertmal verdient hätte! Mit einem Worte: der Brantwein ist ein wichtiger Factor überall, wo man es darauf anlegt, Bettler zu erzeugen und der wichtigste, damit sie es bleiben.*)

---

*) Die Frage, wie den geschilderten Zuständen abzuhelfen sei, liegt grundsätzlich aufser dem Bereich meiner Erörterung.

Aber ich bin es dem Gegenstande und der Rücksicht gegen meine Gewährsmänner schuldig, auch hier einzelne Ansichten sprechen zu lassen. Schon dass sie im wesentlichen zusammenstimmen, spricht für ihre Bedeutsamkeit.

Ein Berichterstatter sagt:

„Nach meiner Ansicht könnte dem Bettel- und Vagantenunwesen am besten abgeholfen werden:

1. Durch Hebung der Volksschule, in welcher der heranwachsenden Jugend Liebe zur Arbeit eingeflöfst wird.
2. Durch Hintanhaltung des Misbrauches, dass Kinder zu früh und zu lange in Fabriken verwendet werden.

   Der §. 86 der Gewerbeordnung vom 20. December 1859, Reg.-Gesetzblatt Nr. 227, wird in keinem Bezirke gehandhabt; die Kinder verkümmern zum mindesten physisch und sind bereits Greise, wenn sie anfangen sollen, als wirkliche

Einen sehr sprechenden Fall, wie sich auch abgesehen vom Brantwein ein vagabundierendes

Arbeiter ins practische Leben zu treten. Der Vater wird als Fabriksarbeiter nicht nach seiner Arbeitskraft, sondern nach der Zal seiner Kinder geschätzt, welche mithelfen müssen die Familie zu erhalten.

Die Anregung höhern Orts, dass §. 86 der Gewerbeordnung überall strenge beobachtet werde, dürfte die beste Folge haben; in e i n e m Bezirke allein lässt sich die Regelung dieser Angelegenheit nicht durchführen.

3. Durch strenge Mafsregeln gegen das Vagieren.

Das Schubwesen entsittlicht, verursacht dem Lande grofse Auslagen und hat nicht den gewünschten Erfolg.

Als solche strenge Mafsregeln möchte ich andeuten:

a) Verurtheilung des Vagabunden zum Arrest von acht Tagen bis sechs Monaten, oder nach Umständen

b) zur Arbeit in Z w a n g s a r b e i t s h ä u s e r n, deren mehrere in einem Kronlande errichtet werden müssten.

Das Erkenntnis auf Notionierung sollte nicht mit so viel Schwierigkeiten wie jetzt verbunden sein, wo der Act sogar an die Statthalterei eingesendet werden muss.

c) Geldstrafen gegen Gemeinden, welche arbeitsunfähigen Armen die Versorgung versagen und sie sogar anweisen, sich durch Betteln in der Fremde fortzubringen."

Ein anderer Gewährsmann gesteht zu, ein grofser Theil der Schuld am Bettelunfuge falle auf die Geplagten selbst zurück, indem manche Gemeinde für ihre arbeitsunfähigen Armen gar nicht oder nicht genügend sorge, auch nicht darauf bedacht sei, dass die arbeitsfähigen und arbeitsuchenden mit Arbeit betheilt werden, daher diese wie jene, um nicht zu verhungern, gezwungen seien, von Thür zu Thür zu betteln, — und schlägt zur Abstellung des Unwesens den Verordnungsweg in nachstehenden Punkten vor:

Bettlertum entwickelt, gaben die Blätter für Landeskunde von Niederösterreich Nr. 2 vom

---

a) Genügende Versorgung der einheimischen Armen:
1. Innerhalb jeder Ortsgemeinde sind durch eine unparteiische Commission die Armen, die Art ihrer Versorgung und das Mafs, in welchem diese zu geschehen hat, zu bestimmen.
2. Jede Gemeinde ist verpflichtet, diese Versorgung zu leisten aus den Mitteln, aus welchen auch die übrigen Gemeindelasten bestritten werden.

b) Errichtung von Betheilungscassen im ganzen Kronlande für arme arbeitsuchende Handwerker.
1. Im ganzen Kronlande werden Betheilungsstationen errichtet und öffentlich bekannt gemacht (vielleicht auch in die Wanderbücher eingetragen).
2. Diese Stationen sollen wo möglich an bedeutenderen Strafsen und je sechs bis acht Wegstunden von einander entfernt sein; an jeder ein Herbergsvater unter Controle, der Rechnung führt.
3. Auf Betheilung haben nur solche Arbeiter Anspruch, aus deren Arbeitsbuch ersichtlich ist, dass sie nicht arbeitsscheu seien, und dass ihr Wandern nicht als Zweck, sondern als Mittel zur Erlangung von Arbeit getrieben werde.
4. Es ist die Art und das Mafs der Betheilung festzusetzen. (Dürfte in einfacher gesunder Kost und einem Nachtlager bestehen. Geldbetheilung nur in Ausnahmsfällen.)
5. Die Kosten dieser Betheilung werden aus den Mitteln der Gewerbsgenossenschaften des ganzen Kronlandes bestritten.
6. Die Oberaufsicht, Bestimmung der Beitragsquoten, die Controle und Revision der Rechnungen steht bei der Gewerbekammer.
7. Gewerbsleute, die Arbeiter brauchen, zeigen dies den Betheilungsstationen an.

c) Strenges Verbot alles Bettelns und energische Handhabung dieses Verbotes durch die Sicherheitsorgane.

d) Errichtung von Zwangsarbeitshäusern. Wiederholt abgestrafte Bettler sind darin so lang anzuhalten, bis sie Besserung zeigen.

Jahre 1865 an der Catastralgemeinde Sitzenthal im Bezirke Melk.

Ein dritter Bericht fasst die Errichtung von Arbeitshäusern als das nächste und dringend gebotene Mittel auf, dem Bettelunfuge zu steuern. „Für die arbeitsunfähigen Armen“, sagt er, „wird freilich nicht überall gesorgt, wie gesorgt werden sollte; aber da lässt sich durch die bessere Einsicht, die doch einmal in den Gemeinden lebendig werden muss, und durch sichere Handhabung der Gesetze nachhelfen. Dasselbe gilt von der Sorge für diejenigen Armen, die arbeitsfähig sind und auch arbeiten wollen, aber aus Mangel an Arbeit betteln. Die Gemeinden werden mit Gottes und eines weisen Regiments Hilfe denn doch endlich für den Gedanken reif werden, dass man solchen Armen nicht durch Almosen, sondern durch Betheilung mit Arbeit aufhelfen kann. Auch den Jugendunterricht lasse ich hier unberührt, der in seiner jetzigen Form — mit allem Respect sei es gesagt — auf den Wert und die Notwendigkeit der Arbeit zu einem gottseligen Leben viel zu wenig achtet. Ich kann ihn nicht bessern; und die ihn bessern können und — wills Gott! — auch bessern werden, haben noch lange Jahre fest zu arbeiten, ehe man nur merken wird, dass er besser geworden sei.

Aber gegen die Bettler von Profession, gegen die arbeitsscheuen Vagabunde, die das Land als Steuerobject für ihre Gurgel betrachten und durch ihr schamloses Raubsystem gerade den der Schonung Bedürftigsten in den Geldsack greifen und am Kern des Volkes fressen, so dass dieses schon an der Moral und am Gesetz irre wird — gegen diese thut ein schnelles und kräftiges Einschreiten wahrhaft Not; denn sie mehren sich täglich, werden täglich frecher und man kann es dem gemeinen Mann, der ihr Gebaren anschaut und darunter leidet, nicht verdenken, wenn er sich von der Art, wie der Staat für die Sicherheit der Bürger sorgt, ganz curiose Begriffe macht und endlich das Vertrauen auf Staatshilfe verliert.

Ich sage nichts neues, indem ich zu diesem Zwecke die Errichtung von Zwangsarbeitshäusern als das beste Mittel vorschlage; ich sage damit auch nichts tröstliches, denn dies

Indem man in früherer Zeit, um die Laudemialrente zu vergröfsern, Baustellen ohne Grundbesitz zu Ansiedelungen veräufserte, wurde eine Gemeinde gegründet, die aufser der physischen Möglichkeit, sich zu vermehren, keine einzige

---

Mittel ist bei uns schon versucht und hat nicht geholfen. Aber man gestatte mir zu bemerken, dass der Zwang keinen Sinn habe, wenn er nicht alle zwingt, die seiner bedürfen, und dass die Arbeit in diesen Häusern nicht nach bureaukratischen oder nach Fabriksregeln, sondern nach sittlichen Principien normiert sein müsse, wenn sie bessern soll. Wir brauchen solcher Arbeitshäuser wenigstens für je zwei Landesbezirke eines — je mehr ihrer sind, desto kräftiger, d. h. heilender werden sie wirken — und wir brauchen sie nach einem Principe, das pädagogisch ist und mit einer Administration, die wieder pädagogisch ist.

Man wird fragen, wer's zahlen soll. Ich antworte: Mit dem, was sie jetzt kosten, und was das erfolglose und bedenkliche Schubwesen mit seinen Accedenzien kostet, liefse sich schon was leisten, wenn der ernste Wille und die rechten Leute da wären und wenn man es auf sich nähme, die vielen nutzlos verrinnenden Bäche der Privatwohlthätigkeit in ein geregeltes Bett zu leiten. Schon die Sicherheit, von Bettlern frei zu sein, böte eine reiche Quelle zur Beisteuer für diesen Zweck. Und sind solche Arbeitshäuser jetzt eine bittere Notwendigkeit, so ist damit noch nicht gesagt, dass sie es in aller Zukunft bleiben müssen. Im Gegentheil, sie würden nach und nach eine mildere Form annehmen in dem Mafse, als sie sittigend auf ihre Insassen wirken und draufsen die Gemeinde selbständiger und für eine vernünftige Wirtschaft reifer wird; und sie würden endlich ganz entbehrlich sein oder als Freistätten übrig bleiben, wo erwerblose Arbeitsucher bei einer plötzlich hereinbrechenden Calamität Schutz durch Arbeit finden. Doch dies fordert eine Auseinandersetzung, die mich weit über die gestellten Fragen hinausführt; ich spare sie auf die Gelegenheit, bis um Mittel gegen die Bettelnot insbesondere wird gefragt werden."

Bedingung eines communalen Lebens an sich hat, und wenn man den volkswirtschaftlichen Standpunkt über den humanen setzt, im gegenwärtigen Augenblicke als reif erkannt werden dürfte zur Ausrottung mit Stumpf und Stiel.

In 21 meist elenden Hütten mit einem Grundcomplex von 4 Joch Freiüberländ, wovon 2½ Joch zur Taferne des Dorfes gehören, wohnen an 200 Köpfe, Kinder, Halbgewachsene, Weiber und Greise, die, was sie zum Leben brauchen, in der Umgebung zusammenbetteln oder stelen, während die in die Gemeinde zuständigen Männer, gering gerechnet wieder 200 Köpfe stark, den gröfsten Theil des Jahres vagabundierend im Lande herumziehen und nur hie und da in der Heimat erscheinen, um das Beispiel frecher Arbeitsscheu und sittlicher Verkommenheit dort in Uebung zu erhalten.

Darüber spricht sich das Schlusswort einer Eingabe, die damals (1857) von den Gutsinhabern und Gemeinden der Nachbarschaft an den Statthalter gerichtet wurde, sehr entschieden aus:

„Die Existenz der Gemeinde Sitzenthal" — heifst es — „ist eine künstlich erzeugte, die Gemeinde selbst ist als solche lebensunfähig."

„Sie bildet, so lange sie besteht, nur ein Asyl für eine in ihrer jetzigen Gestaltung dem bürgerlichen Leben gefährliche, krankhafte, vagabundierende Bevölkerung, welche nur auf dem Papiere ihres Heimatscheines eine Heimat hat."

„Die gehorsamst Gefertigten halten es für ihre heilige Bürger- und Christenpflicht, redliche

und wahrhaft erwerbsunfähige Arme ihrer Gemeinde zu erhalten: aber sie verwahren sich feierlich gegen die Verpflichtung, durch ihre Unterstützung die Existenz und thierische Vermehrung einer Schar von Bettlern und gefährlichen Subjecten zu befördern."

„Die gewöhnlichen gesetzlichen Mittel haben sich selbst bei dem thätigsten Eifer der Bezirksbehörde, den die Gefertigten dankbar anerkennen, als völlig unzureichend erwiesen und insbesondere ist in Bezug auf die Moralität diesem greulichen Unfuge auf gewöhnliche Art nicht zu steuern."

„Aufsergewöhnliche Uebelstände erheischen auch aufsergewöhnliche energische Mittel: und die hiezu geeigneten zu finden und in Anwendung zu bringen, ist nur der Einsicht und Macht der Staatsverwaltung möglich, welcher sie daher diese Denkschrift vertrauensvoll mit der Bitte vorlegen, der Existenz der lebensunfähigen Gemeinde Sitzenthal in ihrer jetzigen Gestaltung ein Ende zu machen."

„Wenn an der Stelle dieser beinahe heidnischen Vagabundenhorde das Dorf von wenigen aber fleifsigen Arbeiterfamilien bewohnt wäre, welche reichlichen Erwerb finden, so würde es statt einer Landplage eine Wohlthat für unsere, an fleifsigen Handarbeitern Mangel leidende Gegend sein."

So war es im Jahre 1857. Ich gedenke noch mit innerer Bewegung einer Commission zur Erforschung des Zustandes der verwarlosten Kinder in Sitzenthal, der ich in Folge jener Eingabe zugezogen wurde, und deren Ergebnis die That-

sachen in greller Weise bestätigte. Die Schilderung gehört in das Nachtgebiet des menschlichen Elends. Die Lehre, die ich daraus zog, ist wenig tröstend: es gibt Zustände, die, wenn man sie wachsen lässt, stärker werden als das Gesetz, und wenn sie aufhören sollen, eine totale Umformung des Gesetzes vorausbedingen. Darum kann ich mir unbeschadet der möglichen und eifrigen Fürsorge der Behörden nicht vorstellen, dass es um die Gemeinde Sitzenthal heute wesentlich besser stehe als damals.

Aber gerade bei Betrachtung der Sitzenthaler Zustände ist es mir wieder recht klar geworden, dass unter den Ursachen, die zum Bettel und der ihn hegenden sittlichen Verkommenheit führen, keine so furchtbar wirke als die Verwarlosung in der Jugend.

Das stimmt auch zu den Klagen unserer Berichterstatter und zu der Angabe, dass bei Gewohnheitsbettlern, die vor der Arbeit eine Scheu haben wie der Gesunde vor der Pest, und denen das Bewustsein von Recht und Sitte, von Pflicht und Ordnung geradezu abgeht, in der Regel nachgewiesen werden kann, sie seien als Kinder in jene Bahn geleitet worden, in der sie jetzt gehen und von der sie mit den Hebeln der Humanität nicht mehr abgelenkt werden können. Es liegt das in der Natur der Sache, und Gewöhnung — ich will nicht einmal sagen Erziehung — macht den Meister im guten wie im schlimmen.

Wir mögen über die Kinderzucht, wie sie bei uns geübt wird, und über die Anstalten zur Er-

ziehung und Bildung unseres jüngern Nachwuchses urtheilen wie wir wollen, eines bleibt gewiss: jene besondere Classe von Kindern, denen unverschuldete Umstände, der Verlust der Eltern, deren Unvermögenheit oder Unfähigkeit die Wohlthat raubten, die Keime der Gesittung im lebenswarmen Schoß der Familie zu hegen, ist im großen und ganzen noch nicht ernstlicher Gegenstand unserer Fürsorge geworden.

Was die Privatwohlthätigkeit hierin leistet — und sie leistet viel — kann wenig in Betracht kommen, so lang sie nicht von einem gemeinsamen Principe geleitet wird, welches die Mittel zur Abhilfe in eine der Natur des Uebels wie dem Gemeinwesen entsprechende Bahn lenkt.

Ist etwa die Zal solcher verwarlosten Kinder nicht größer, als der flüchtige Einblick in die geselligen Kreise gestattet? oder halten wir sie für genug besorgt, wenn sie einen Platz haben, wo sie leben, und eine Schule mit dem Partikel von Lesen, Schreiben, Rechnen und Religionslehre, der bei der Vertheilung an eine Ueberzal von Schülern auf sie entfällt? Oder liegt es uns nicht nahe, dass bei Kindern, die, ihrer natürlichen und besten Bildungsstätte beraubt, im kalten Leben stehen, vorerst die liebreichste Theilnahme, die ein menschliches Herz fühlen kann, nötig sei, um die vom Frost ergriffene Seele tauen zu machen, damit sie für eine menschenwürdige Zucht empfänglich werde; und dass sodann der Kern aller Bildung für sie in etwas anderes gelegt werden müsse, als ins Lesen, Schreiben und Rechnen; in

etwas, was in gleichem Mafse dem wahren religiösen Bedürfnisse Befriedigung, der öffentlichen Wohlfahrt, Förderung und dem Einzelindividuum einen soliden materiellen Bestand im Leben sichern kann — in die Arbeit, in die Gewöhnung zur Arbeit, in die Anerkennung der Arbeit als des kräftigsten Mittels, die praktischen Tugenden zu befestigen und auch die Frucht der Schule, das Lesen, Schreiben und Rechnen zu verwerten?

Von diesem Standpunkte betrachtet, liegt die Sorge für verwarloste Kinder bei uns noch in der Kindheit, während sie in andern Ländern schon manche schöne und auffällige Frucht getrieben hat; und ich weifs nicht, ob ein Theil aus der Ersparnis der Bettelsteuer, wenn unser Armenwesen geregelt wäre, besser angewandt werden könnte, als dass man ihn zu einer planmäfsigen Fürsorge für solche Kinder benützt.

Ein Fall, den ich später vorführen werde, soll zeigen, wie auch dafür Einsicht und guter Wille in Oesterreich schon lang zu Hause war.*)

---

*) Siehe „Die Sorge um verwarloste Kinder“ im Verlauf dieser Blätter.





Eine Episode aus der Geschichte der Puchaim in Niederösterreich.

(1877.)

Gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts war Nikolaus von Puchaim Herr und Besitzer von Rabs. Er war ein Sohn des Landmarschalls Andreas I. von Puchaim und verheiratet mit Barbara, der Tochter seines Vetters Michael Ludwig von Puchaim zu Gellersdorf, die ihm acht Söhne und fünf Töchter gebar.

Nach den mir zugänglichen Andeutungen über sein Leben — es fällt in die Zeit der lebhaftesten Parteiagitation der Stände für Autonomie mit Hilfe confessioneller Hebel — war sein Verhalten dem des gröfsten Theiles des Landadels, namentlich im Viertel ob dem Manhartsberge gleich: Opposition gegen die Regierung auf der einen, die möglichste Ausnützung derselben Regierung zu eigenem Vortheil auf der andern Seite. Dass aber ein solches Streben selbst unter politisch Gleichgesinnten Privatfeindseligkeiten nicht ausschloss und diese mitunter auf eine des Adels

wenig würdige Weise ausgetragen wurden, zeigt die Art seines Todes, durch die er in der Landesgeschichte bekannter geworden ist, als durch die Ereignisse seines Lebens. Er fiel als Opfer eines wolgeplanten Attentates, welches von seinem Verwandten und nächsten Gutsnachbar Hans Adam von Hofkirchen*) zu Kolmüzberg mit grofser Vorbereitung in Scene gesetzt wurde. Dabei ist nicht uninteressant, dass derselbe Hofkirchen im Landtage mit ihm auf der Herrenbank safs und gleiche politische Zwecke verfolgte. Eine Denktafel, die sein ältester Sohn Georg Ehrenreich sechs Jahre nach der That am Thatort — der Umbiegung des Weges, der ins Schloss Rabs hinaufführt — in die Mauer einfügen liefs, erzält kurz die Begebenheit und nennt als Mörder den vorgenannten Hans Adam von Hofkirchen, als Theilnehmer am Morde einen Ferdinand von Schönkirchen und den damaligen katholischen Pfarrer von Rabs, Anton Stromayr, mit dem besonderen Zusatze, dass der letztere als Verräter und Kundschafter gedient habe. Diese Denktafel ist noch heut an ihrem Platze und kann jedem Pfarrer von Rabs, wenn er den kurzen Weg vom

*) Hans Adam Freiherr von Hofkirchen, Freiherr auf Kolmüz und Dresidel (O. M. B.), Mühlbach (U. M. B.) und Vesendorf (U. W. W.), ein Sohn Wilhelms von Hofkirchen mit Eva Freiin von Pögl, vermählte sich am 20. Mai 1590 im Schlosse Kolmüz mit Appollonia von Kreygg, Tochter des Freiherrn Zdenko von Kreygg zu Landstein und Niembschiz etc. Er starb 1605 ohne Nachkommen. (Wisgrill, Schaupl. IV. 360.)

Pfarrhofe ins Schloss macht, zu sonderlicher Erbauung dienen.

Ehe ich an die Erzälung des Herganges gehe, der nach den im Wiener Landesarchive liegenden und, wie mir scheint, noch unbenützten Verhandlungsacten gegeben wird, muss ich eines wackern Forschers unserer Heimatgeschichte gedenken, der in den dreifsiger Jahren zuerst Licht in diese dunkle Geschichte gebracht hat. Es war der damalige Pfarrer Johann Grübel in Gastern, der, mit der Quellensammlung zur Geschichte des Dekanates Waidhofen an der Thaya beschäftigt, die Originalentscheidung des Passauer geistlichen Gerichtes beibrachte, welche (4. December 1593) nach beinahe dreijähriger Untersuchung jenen Pfarrer Stromayr ausdrücklich von jeder Theilnahme am Morde des Puchaim frei und ledig spricht. *)

Nach den Aussagen der bei Gericht vernommenen Zeugen — die am meisten Gravierten von Hofkirchen und von Schönkirchen hatten

---

*) Die Urkunde mit historischen Erläuterungen ist 1841 von J. Feil mitgetheilt in Chmels Geschichtsforscher (II. 576), die berührte Geschichte des Dekanates Waidhofen aber wurde, wiewol vollendet, nicht gedruckt, weil der damalige Bischof, dem das Manuscript zur Prüfung vorgelegt wurde, trotz der Ehrenrettung Stromayrs gewisse Stellen, die von der Haltung einzelner Mitglieder des Clerus während der Protestantenzeit handelten, gestrichen wissen wollte, was dem Verfasser nicht eingieng. Er verzichtete demnach auf die Veröffentlichung und besiegelte so den Gehorsam gegen seinen Bischof mit der Liebe zur historischen Wahrheit. Leider ist das mit allem Aufwande gewissenhafter Forschung gearbeitete Werk nachher in Verstofs geraten.

sich gleich nach der That aus dem Staube gemacht, zuerst nach Mähren, dann nach Polen und wurden von der Regierung vergebens reclamiert — war der Fall folgender:

Nikolaus von Puchaim und sein Nachbar Hans Adam von Hofkirchen — ein leicht erregbarer Mann, der vor kurzem auf Kolmüz*) Hochzeit gehalten — waren schon öfter theils wegen Grundstücken, theils wegen Jagdgerechtigkeit hart aneinander gekommen, und es muss kurz vor dem nächsten Anlass, der zum Morde führte, zwischen ihnen eine Auseinandersetzung erfolgt sein, die den von Hofkirchen höchlich erbitterte.

Am 4. Mai 1591 traf es sich, dass ein Bürger von Rabs, Magister Johann Hiezscholt,**) mit einer Ladung Wein vom untern Lande heimfahrend auf der Höhe von Aigen von einem Wagen überholt wurde, auf welchem zwei Bedienstete des von Hofkirchen — Rauchenperger und Leykauf — safsen. Indem der Wagen dem Hiezscholt vorfährt, äufsert sich einer der Genannten, offenbar in der Absicht Streit zu beginnen, spöttelnd über den Knebelbart des Magisters. Dieser bleibt kein Wort schuldig, und im Verlauf des gereizten Wortgefechtes, das ohne die Dazwischenkunft des handfesten Weinfuhrmannes in eine blutige Schlägerei ausgeartet wäre, wirft Hiezscholt seinen Gegnern die drohende Mahnung hin, sie mögen

---

*) Schloss Kolmüz, jetzt in Trümmern, liegt hoch über der Thaya südöstlich von Rabs. Der Verfall des Schlosses datiert von den letzten Jahren des siebzehnten Jahrhunderts.

**) S. Beilage 1.

bedenken, dass sie auf Puchaim'schen Grund und Boden seien und wie ihr Herr mit seinem gnädigen Herrn stünde, worauf die Hofkirchner mit einer Flut von Schimpfreden gegen den Herrn von Puchaim in der Richtung von Rabs weiterfahren.

Kurz darauf — zwischen Oberndorf und Rabs — begegnet Hiezscholt den beiden jungen Herren Andreas und Hartmann von Puchaim, die mit ihrem Diener auf einem Spaziergange begriffen sind, und erzält in voller Aufregung den Vorfall. Die beiden kampflustigen jungen Herren eilen den Hofkircherischen nach und stellen sie, als sie ihrer aufserhalb des Marktes habhaft werden, wegen des Benehmens zur Rede, wobei es wieder nicht ohne Schimpfreden gegen die Rabser Herrschaft abgeht. Auf Geheifs der Frau von Puchaim — Nikolaus scheint nicht in Rabs gewesen zu sein — werden die beiden Stänkerer sofort ins Loch gesteckt.

Die Erbitterung Hofkirchens über diese angebliche Gewaltthat war mafslos. Sie wurde noch gestachelt durch Puchaims Weigerung, die Gefangenen auszuliefern, wiewol man ihm zu bedenken gab, dass der eine von ihnen — Rauchenperger — ein Adeliger sei. Das war die nächste Ursache des Attentates, welches, auf die gewaltsame Befreiung der Gefangenen berechnet, zum Morde führte.

Hofkirchen fand in seinem Schwager Ferdinand von Schönkirchen*) einen Genossen für

---

*) Ferdinands Vater Joachim Dominik war 1563 Landmarschall, sein Grofsvater Joh. Schnaidpeck von Schön-

seinen Plan. Ob dieser gern daran gieng, ist nach den Aussagen zweifelhaft. Während der Expedition nämlich äufsert er sich gegen einen andern Theilnehmer (s. Beilage 3), er habe „schlechten Lust“ mitzugehen, „dann er vor funf Tagen (wahrscheinlich um die Gefangenen zurückzufordern) bei dem Herrn von Puchaimb gewest, sich in voller Weis mit ihm zerkrieget und sie beide mit einander der Huett gedauscht“.*)

In Wien wurde nun, ohne dass man über den eigentlichen Zweck etwas laut werden liefs, eine Zal handfester Leute angeworben, wobei ein gewisser Hermann im Dienste des Herrn von Hofkirchen den Agenten machte. Unter ihnen war ein junger Büchsenmacher, Paul Kleinwasser, den Hermann im Gewölbe des Schwertfegers Mathes am Kohlmarkt traf, und der später vor Gericht die objectivste Darstellung des Sachverhaltes gab (s. Beilage 3); dann zwei Niederländer, zwei Gesellen des genannten Schwertfegers, drei Trompeter, von denen einer in Diensten des Erzherzogs Ernst, zwei „Wälsche“ oder

---

kirchen, Erzherzogs Ferdinand Vicekanzler und Wortführer der alten Regentschaft bei jenem Gericht in Wiener-Neustadt 1522, nach dessen Entscheidung einer der Vorfahren Puchaims, Hans (VIII) von Puchaim mit Eitzing und anderen dem Henker verfiel.

*) Was mit dem Ausdruck „miteinander die Huett dauschen“ gemeint sei, wurde mir durch gefällige Mittheilung eines Landeskundigen klar. Er ist noch heute in der Mundart gebraucht und heifst: auf jenen Punkt eines Streites gelangt sein, wo nur noch das Raufen übrig bleibt und einer dem andern den Hut vom Kopfe schlägt.

„Furlaner“, „darunter“, wie der Bericht ausdrücklich sagt, „ein Bandit, so sich dessen auch berühmt“ und noch andere.

Auf Therasburg, einem Schlosse Schönkirchens, fanden sich die Theilnehmer der Expedition zusammen, dort wurden Waffen unter sie vertheilt, der Plan, die Gefangenen in Rabs zu befreien, im allgemeinen besprochen, und die Bedenklichkeit einzelner durch herzhaftes Zutrinken beschwichtigt. Die Furlaner hatten in einem besondern Gemach geheime Instructionen bekommen. Auf drei Landkutschen, von sechs Dienern zu Pferde gefolgt, fuhr die Gesellschaft am 15. Mai nachmittag von Therasburg gegen Rabs, Hofkirchen, Schönkirchen und ein junger Herr Felician von Harmanstein an der Spitze. Auf dem Wege trafen sie den Hofkirchen'schen Pfleger Perkmann von Kolmüzberg, der das Ergebnis seiner Auskundschaftung in Rabs meldete und zur Eile spornte, da Puchaim morgen nach Wien gehe. Er empfieng von Hofkirchen insbesondere die Weisung, sich im Schlosse in der Nähe des Stalles zu halten, damit die Leute Puchaims nicht zum Glockenstrang gelangen. Bei diesem Anlasse erwähnt (nach Kleinwassers Aussage) Hofkirchen auch des Pfarrers Stromayr in Rabs mit folgenden Worten: „Ich habe einen guten Freund an dem Pfarrer, er ist guet auf meiner Seiten, er hält Schildwach ordentlich im Turm, dass er sehen kann, wer aus- und eingeht“. Als aber später einer der Leute vorauslaufen will, um, wie er sagt, den Pfarrer von der Ankunft der Herren

zu avisiren, wird er von Hofkirchen zurückgehalten.

Nahe von Rabs nahm Hofkirchen den Bericht eines ihrer harrenden Lakaien entgegen, der im Schlosse für das bevorstehende Abenteuer gewirkt hatte. Er war nämlich im Laufe des Nachmittags zu Herrn von Puchaim als fingierter Abgesandter des Obristenstallmeisters Ottavio Cavriani mit einem Briefe gesandt worden, worin dieser für sich und den Obristhofmeister der Königin Elisabet von Frankreich,*) Grafen Alfonso von Montecucoli, um Herberge auf dem Schlosse ersucht. Puchaim hatte keine Ahnung, dass man ein freches Spiel mit ihm treibe.

Während die dunkle Expedition unter dem Schirm der einbrechenden Nacht sich dem Orte ihrer Bestimmung nähert, war oben im Schlosse alles in freudiger Bewegung. Die angekündigten Gäste scheinen dem Schlossherrn von wichtiger Bedeutung gewesen zu sein, da er selbst die Anordnungen zu ihrem Empfange traf und von Stunde zu Stunde die Verwunderung aussprach, dass sie noch nicht da sind. Endlich gegen zehn Uhr Nachts meldet man ihm, drei Wagen, von Reitern begleitet, kämen vom Markt in das Schloss herauf. Sogleich lässt er seine Diener Wandlichter anzünden und eilt mit diesen seinen Gästen entgegen.

Auf dem innern Hofe des Schlosses Rabs führt der Weg über die damalige Zugbrücke, die

*) Elisabet, Tochter Maximilians II. und Witwe nach Carl IX. von Frankreich, lebte damals in Wien.

jetzt einer modernen Platz gemacht hat, etwa dreihundert Schritte in gerader Richtung fort und biegt dann in einem scharfen Winkel nach links um. Die Stelle heifst noch heute wie damals „die Umkehr“. Als der Freiherr dort anlangt, tritt ihm plötzlich aus der Finsternis der von Hofkirchen entgegen und fragt, ob er ihm die Gefangenen herausgeben wolle. Puchaim, über die unerwartete Erscheinung aufs höchste betreten und im Schein der Windlichter die bewaffneten Gestalten gewarend, erwidert, das liefse sich im Schlosse besprechen. „Nein“, schreit Hofkirchen, „hier gib sie, oder ich werfe dich auf meinen Wagen“. Darauf ruft Puchaim wütend: „Da bin ich“ und fafst seinen Gegner am Kragen des Wamses. In diesem Augenblicke knallt ein Schuss, ein zweiter, ein dritter — nach der gerichtlichen Aussage wurden sie von den Furlanern abgefeuert — und Nikolaus von Puchaim liegt todt in seinem Blute, von seinen bis zum Tode erschrockenen Dienern umgeben, zu denen sich auf den Lärm und die Schüsse die Gattin und Kinder gesellten, während die Mörder und ihre Genossen die Nacht zur Flucht benützen.

Ich habe den Fall in den Hauptzügen erzält, wie er sich vor dem weltlichen Gerichte abspielte und gebe zu seiner Erläuterung in der Beilage das Protokoll, welches mit dem Magister Hiezscholt in Rabs aufgenommen wurde, ferner einen Trostbrief des Hofkirchen an seinen gefangenen Diener Rauchenperger, dann die Aussage des Paul Kleinwasser und das bittliche Einschreiten der

Witwe des Ermordeten um Schutz vor den Leuten Hofkirchens in Kolmüz.*)

---

*) In einem handschriftlichen Bericht aus Wien vom 19. Mai (im Codex Mspt. Nr. 8964 der k. k. Hofbibliothek, vergl. Chmel Handschriften der Wiener Hofbibliothek B. I 407) wird Hofkirchen als directer Mörder Puchaimbs hingestellt und des Pfarrers gar nicht erwähnt. Dieser Bericht lautet:

„Nit unlangst hatt Herr Niçlass von Buechheimb dem Jungen von Hofkirchen auf seiner Herrschaft Raaps zwen Diener, welliche sich in seinem Landtgericht etwas vergriffen, im Schloss daselbsten Gefencklich angehalten, daher sich dann zwischen beeden Herren ein Widerwillen erhebt, deswegen ermeldter von Hofkirchen sambt seinem Schwagern, einem von Schönkirchen am negstvergangenen Mitwoch mit 3 Wägen, derer Gesellschaft von Banditen nahent Raaps ankhommen und gedachten Herren von Buechheimb zeyttlichen auss falschem Schein einen Lageyen zugesandt mit vermeldung, wie dass Ihrer fürstlichen Durchlaucht Erczherczogs Mathiae Stallmeister Herr Ottavio Gabriano und Herr Graf von Montecuculy nit weit von dannen und bei Ime die Nacht-Herbrich suechen wolten, dessen er wol zufryden und sich Irer Ankunfft erfreuet, auch strackhs — in Mainung dem also wäre — aufs beste zurichten lassen.

„Zue Nachts umb 10 Vhren khommen gemelte Herren, wellichen der von Buechheimb Wündtliechter entgegen geschickht, vnd er selbs geht auch Alssbaldt ohne Wöhr herab inn Schlosshof umb sie zu empfahen. In dem tringt der von Hofkirchen of den von Buechheimb — der sich also betrogen befunden — begert seiner zween gefangenen Diener. Er aber gibt Antwort, versehe sich keines gewalts, dem er auch nit zuwider. Allein begehre er, damit seinem Landgericht künftig ohne praejudicierlich seye, einen Revers. Indem tritt ein Bandit herfür, schüest seinen Diener zu Boden. Alssbaldt zuckt der von Hofkirchen sein Büechs, wellicher also den frommen Herren von Buechheimb durch die linke Brust und Arm geschossen. Der felt auch strackhs darnider vnd tod geblieben. Die eylen alssbald widerumben mit zwen Wägen zum

Im ersten Schrecken des Ereignisses scheint die Familie des Gemordeten die Verfolgung der Thäter aufser Art gelassen zu haben, wenigstens finde ich nicht, dass einer von ihnen an dem Thatorte wäre ergriffen worden. Dagegen versicherte man sich noch in derselben Nacht — auf welche Verdachtsgründe hin, ist nicht gesagt — der Person des Pfarrers Stromayr, der auf Befehl Georg Ehrenreichs von Puchaim aus dem Pfarrhofe geholt und im Schlosse unter strenger Bewachung festgehalten wurde. *)

Zur Erklärung dieser auffallenden und nicht anders als gewaltthätigen Procedur reichen aber die Verdachtsgründe nicht aus, wie sie etwa durch die oben berichtete Aeufserung Hofkirchen's ge-

---

Schloss hinaus und darvon gefaren. Dessen erschrockenlichen verlauffs man solliches gestern Ihrer Durchlaucht referiert, welliches ein erbärmlicher hanntl."

*) Stromayr wurde gleich nach der unseligen That von dem Sohne des Ermordeten, Georg Ehrenreich von Puchaim gefangen genommen und nach Wien abgeführt. Am 4. September 1591 langten die vom Erzherzoge Ernst und dem Passauer Ordinariate bestimmten Commissäre in Rabs an, das Inventar der Pfarre aufzunehmen. Sie waren der Abt Andreas von Altenburg und der kaiserliche Rat und Wassermauteinnehmer Maximus Sauer in Stein. Die Verwaltung der Kirche und des Pfarrhofes wurde bis zur Entscheidung der Angelegenheit dem Pfarrer Christoph Pfarrkircher in Speisendorf übergeben. An die Freisprechung des Pfarrers Stromayr (4. December 1593) war von Seite des geistlichen Gerichtes nicht so sehr der Wunsch als die Bedingung geknüpft, dass Stromayr so bald als möglich auf eine andere Pfarre versetzt werde, was denn auch 1594 in Form einer freiwilligen Verzichtleistung geschah. (Vgl. Feil a. a. O. 584.)

geben wären, dass der Pfarrer auf seiner Seite sei und zur Befreiung der Gefangenen mithelfen wolle. Zu dieser Erklärung ist es notwendig, auch das besondere persönliche Verhältnis des genannten Pfarrers zur schlossherrlichen Familie in die Wagschale zu legen.

Die Pfarre Rabs, damals ein landesfürstliches Lehen, mit reichem Grundbesitz und ergiebigen Diensten bedacht, ist noch jetzt, nach Aufhebung der früheren Naturalleistungen, die best dotierte in der Diöcese St. Pölten.

Man braucht nicht die thatsächliche Hinneigung der Rabser Puchaime zum Protestantismus in Anschlag zu bringen — des Nikolaus Vater war ein Freund der neuen Lehre, er selbst ihr offener Bekenner — schon die localen und materiellen Verhältnisse lassen es begreiflich finden, dass den Besitzern von Rabs die fette Pfründe in die Augen stach und sie dieselbe ihrer Familie zuzuwenden suchten. An Einfluss in maſsgebenden Kreisen fehlte es den Puchaimen nicht — des Nikolaus Vater war Landmarschall, seine Brüder und Vettern hatten theils als Räte der Krone, theils als Verordnete der Landschaft Gewicht für persönliche Verwendung, und an Gliedern des Stammes Puchaim, die den geistlichen Stand als Mittel zur Versorgung gewält hatten, war kein Mangel.

So kam es, dass die Pfarre Rabs in dem Zeitraume von 1530 bis 1560, mithin beinahe dreiſsig Jahre von Puchaimen besetzt war, der Reihe nach zuerst von einem Weichart, dann

von Ferdinand, endlich von einem Georg — sämmtlich Brüdern — dieses freiherrlichen Hauses. Ueber ihre persönliche Würdigkeit liegen keine Daten vor; aber dass sie — einer wie der andere — die Seelsorge nach damaliger Sitte des Adels leicht nahmen und sie durch Stellvertreter versehen liefsen, ist urkundlich belegt. Ja man kann sogar der Wahrscheinlichkeit Raum geben, dass, während die investierten Pfarrer *procul negotiis* ihren Vergnügungen nachgiengen, die materielle Befriedigung der Vicare sowie die ganze Verwaltung des Pfarreigentums nach sicherem Abkommen in die Hand der Rabser Herrschaft gelegt war, die damit nach eigenem Gutdünken schaltete.

In der That waren es Umstände ernster Art, welche der niederösterreichischen Regierung im Jänner 1560 über die Gebarung mit dem Rabser Pfarreigentum zur Kenntnis kamen. Es geschah dies durch den kaiserlichen Hofcaplan und Propst von Eisgarn, Johann Reichermuet, der nach seiner frühern Stellung bei Hof auf Rücksicht für seine Darlegung hoffen konnte. Er wälte dazu den Zeitpunkt, wo der Besitzer von Rabs, Andreas Puchaim, eben mit Tod abgegangen und die Verhandlung über dessen Verlassenschaft im Zuge war. Ob er aus reinem Abscheu vor dem dolosen Gebaren oder auch aus stiller Neigung zur bedrängten Pfarre zum Kläger geworden, ändert nichts an der Sache.

Am 25. Jänner 1560 erschien eine vom Kaiser Ferdinand I. angeordnete Commission in Rabs,

untersuchte den Thatbestand und berichtete an den Kaiser.

Dieser, um den vorgefundenen tief greifenden Unordnungen wirksam zu steuern, übte das Recht des Lehen- und Vogtherrn, nahm die Pfarre zurück und ertheilte sie (laut kais. Resolution vom 20. Mai 1560) demselben Hofcaplan und Propst von Eisgarn, der zu dieser Untersuchung den Anlass gegeben hatte, mit der Vorsicht, dass dieser die Propstei Eisgarn zurücklege, die Pfarre Rabs persönlich verwalte, keine pfarrlichen Güter ohne kaiserliche Ermächtigung veräufsere und überhaupt für die Integrität des Pfarrgutes einstehe.

Unter einem aber ergieng an die Witwe des verstorbenen Andreas von Puchaim zu Rabs die Weisung, das fernere Belassen der Pfarre bei der Familie Puchaim sei fürder ohne grofse Belastung des kaiserlichen Gewissens nicht thunlich, und sie und ihre Söhne haben sofort die Verwaltung, Verleihung und jedweden Nutzgenuss der Pfarre aufzugeben und die Untersuchung über die der Pfarre gehörigen und von ihr entwendeten Güter der verordneten Commission einzuräumen.*)

Bei der bekannten Eigenart der Puchaime ist es wol begreiflich, dass diese durchaus gerechte Mafsregel sofort die Losung zum fortwährenden Kriege gegen den unter demütigenden Umständen ihnen aufgezwungenen Pfarrer war. Zehn Jahre

*) S. Feil (a. a. O.).

Gemordeten im Juli 1597, mithin sechs Jahre nach der That, nachdem die Nichtschuld des Pfarrers schon lange durch gerichtliches Erkenntnis dargethan und alle Umstände des Mordes mit seinen Anstiftern und Vollführern ins Licht gestellt waren, den Namen und das Andenken des vorgenannten Pfarrers durch die Aufstellung der oben bezeichneten Gedenktafel*) brandmarkt.

BEILAGEN.

I.

Magister Johann **Hiezscholdten** Burgern zu Rabbs gethane Aussag und Bericht was sich zwischen ime und Daviden **Rauchenpergern** sowol Peter **Leykhauf,** beede Hoffkircherische Diener den 4. Tag Maji Anno 91 begeben und zuegetragen.

Ich Magister Joannes Hiezscholdt derzeit Burger zu Rabbs bekhenn hiermit: Nachdem ich verwichenen 91sten Jars den 4. Tag May mit meinem Fuhrmann Paul Hofpauer von Modtsidl mit einem vässl wein aus dem Land heraufgefahren, und als ich bei Aigen auf die Hohe herwärts gegen Rabbs khomben, fahren eilends ihre zween stracks nach uns her, und als sie für uns fürgefaren, schaut der ain — Peter Leykhauff — stets über seinen Wagen zuruck auf mich etlichmalen und redet dann

*) Die Inschrift der Denktafel, nach eigenem Augenschein und collationiert durch J. Grübel, gibt J. Feil (a. a. O. 579). Sie enthält den Vorgang in Kürze, sogar, um die Namen der hohen Herren anzubringen, die beiden fingierten Gäste, und stammt nach der typischen Berufung auf die Verdienste Christi aus protestantischer Feder.

allweis zu seinem Gesellen etwas; was es aber gewesen, mir unwissend. Wie sie nun herein gegen der leinstetten kommen, halten sie still und steigt der andere, David Rauchenperger genannt, vom Wagen herab und warten also, bis ich mit meinem Wagen hernachkomme; und als ich für- und fortfahren wöllen, hörete ich, dass sie etwas von Knebelbart sagen, aber anfänglichen nicht eigentlichen vernehmen khünnen, bis dass Peter widerum sagt: „Schau mein Kerl, schau, wie hat er ein Knebelbart“, darauf der andere, der Rauchenperger ausdrücklich mit deutschen Worten expressen gesagt: *(salvo honore)*, er thät mir auf den Knebelbart.

Darauf ich von meinem Wagen gesprungen, zu ihnen gangen vnnd gesagt: „Wer seid ihr oder was habt ihr für Mängel an meinem Bart, dass ihr mich allsda auf der Landstrassen in meines gnädigen Herrn Jurisdiction also schimpflich (welches mir kein ehrlicher Mann niemals bewiesen) antasten dörfet“. Darauf der Rauchenperger alsbald mit blossem Rappier auf mich geloffen, neben andern hämischen Injurien *reverendo* ein Hundsfott gehaissen, benebens gesaget, was es dann sei, er habs ja geredt und redte es noch, und so mirs nit fromb, soll ich mirs wenden vnnd allda mit Ihme ausmachen. Deswegen ich zu meinem Wagen geloffen, mein Büxen, so auf demselben angebunden, zu nehmen. Derweil ichs aber nit so bald (dann er mit Gewalt auf mich gedrungen) erledigen können, ist mein Fuhrmann auch von Rossen abgestiegen und beede nach seinen Zuerrettungen Gewaltts gewisen muessen. Darauf der Peter Leykhauff, den ich erst erkennt, von ihrem Wagen auch abgestiegen, ein Pixen-Rohr in der Handt gehabt, solches gegen mir gehalten und auf mich dargangen. Derhalben ich ihme zugesprochen: „Peter, ich bitt für Gwalt und sehet zu, was ihr mit eurem gefreten gegen mir allda auf freier Strassen anfachet, so ihr doch wol wisst, wie euer Sachen vorhin mit meinem gnädigen Herrn beschaffen“. Er geantwordt und sich gestellt, als wann er trunken wär und mich nit kennte, gefragt, wer ich wär, doch als bald gesaget und vermeldt: „Man kennt dich wol, wöllen einandt wol finden“; und also auf den Wagen wiederum gestiegen. Im fortfahren aber der Rauchenperger noch mehr und scherffer mich mit Injurien angegriffen und gar einen Schelmen

gelegt, da er seinen Hof zu Nussdorf wider den Obrigkeitbefehl und Willen heimlich eingenommen habe.

Alsdann sei Herr v. Schönkirchen, als beede einen Trunk gethan, aufgestanden und zu dem von Hofkirchen gesagt: „Hörst du's, was mein Paul sagt, dass ich eben in der Straf sein würde wie du, wann ich sollte mit dir dahin fahren". Darauf der von Hofkirchen vermeldt: „Ei was Straf!" Alsdann er (Kl.) zu beeden gesagt: „Bei Gott wann Euer Gnaden den Gewalt üben wuerden, so werden nit tausend Gulden Straf klecken, sondern sie wurden gar aus dem Lande geschafft werden". Darauf Herr von Hofkirchen vermeldt: „*Un gazzo!* wann man mich straft, so bin ich schon gefasst mit dem gelt und so wird man sehen, dass der von Hofkirchen nit allein den Gewalt üben, sondern auch mit dem Strafgeld aufkommen kann".

Den 15. Mai hernach sind sie nahent um vier Uhr abends aufgesessen zu Terrespurg und habe der von Hofkirchen gesagt: „Ich habe die Lakaien schon hinweg geschickt", und wällisch alsdann mit dem von Schönkirchen geredet. Der Gutsche seindt drei gewest, und hat der von Schönkirchen vermeldt zu ihm (Kl.) er solle aufsitzen. Sei er neben dem Hermann vorn, die zween Herren als von Hofkirchen und von Schönkirchen hinten und der Jungherr und ein anderer Diener, so ein Franzos sein solle, an der Seiten im Schlag gesessen.

Auf den andern zweyen Gotsche seie das andere Gesinde gesessen und auf 6 Reitrossen beeder Herren Diener mitgeritten. Unter andern im Fahren haben beede, der von Hofkirchen und von Schönkirchen mit einander geredet und Hr. von Hofkirchen gesagt: „Ich will gern sehen, was der von Puechhaimb dazue sagen wird, wann ich dergestallt zu ihm kommen werde. Es wird ihm gewiss seltsam fürkommen, dann er sollich Leut nit viel gesehen. Er kann auch keine Sprache, zudem ist er ein unversuchter Mann. Wann er (v. Hofk.) seine Gefangenen von ihm herausbegehren werde, wolle er zuvor auf einem Bergel aufblasen lassen.

Als sie aber ein zwo Meilen gefahren, sei des von Hofkirchen Pfleger der Perkhmann mit seinem Bruder zu ihm gekommen und vermeldt, sie beede wussten alle Gelegenheit des Schloss, und wann der von Hofkirchen heut die Gefangenen

nit ledig macht oder herausbringt, so würde der von Puechaimb morgen früh nach Wien verreisen. Und ist derselbe Pfleger anstatt des Dieners aus Befehl der Herren in Schlag gesessen. Zu welchem Hr. von Hofkirchen gesagt, er (Pfleger) als der die Gelegenheit weiss im Schloss, soll sich zum Stall machen, damit nit die Unterthanen auf den Glockenstrick hineinkommen. Hernachen sei ein Tischler zu ihnen kommen, der täglich im Schloss zu Rabbs gearbeitet. Nahent bei diesem Schloss sei auch ein Pfarrhof, darin der Stromayr Pfarrer, von welchem der von Hofkirchen geredt und gesagt: „Ich habe einen guten Freund an dem Pfarrer, er ist guet auf meiner Seiten. Er hält sein Schildwach ordentlich im Turm, dass er sehen kann, wer aus und eingeht". Er (v. Hofk.) habe benebens auch vermeldt, dass er schier alles wisse, was auf des von Puechaimb Tafel und in den Zimmern geredet werde und das von seines — von Puechaims — eigenen Leuten, dann sie ihm nit hold seien, und der Tischler bringt auch die Posten vom Pfarrer zu dem Herrn v. Puechaimb und hergegen von den von Puechaimb widerumben zu dem Pfarrer.

Indem habe der Tischler fortlaufen und dem Pfarrer der Herren Ankunf avisieren wollen, aber der von Hofkirchen habe ihn aufgehalten und zurückbleiben heissen.

Underdessen sei ein Lakei in einem feielbraunen Kleid zu ihnen kommen und vermeldt, der Herr von Hofkirchen solle nur kommen und Ir Gnaden seien dem von Puchaimb ein willkommener Gast. Es wäre auch ein grosser Gelauf im Schloss, man richtet stattlich zu und henket schone Tapezereyen heraus; er (Lakai) hätte zweimal mit ihm (von Puchaimb) geredet.

Alsdann Herr von Schönkirchen zu ihm (Kl.) gesagt: „Signor Paul, auf wen meint er, dass Hr. von Puechaim wartet mit dem Essen?" — Darauf er (Kl.) zu ihm (v. Hofk.) gesagt: „Werden nit Euer Gnaden beim Essen bleiben?" Der von Hofkirchen wieder geantwortet: „Nein, sie warten im Schloss auf den Grafen Montecucoli und Octavio Gabrian". — Er (Kl.) widerum vermeldt: „Was werden diese Herren dazu sagen, dass Se. gnaden ihre Namen schöpfen?" — Der von Hofkirchen geantwortet: „Sie seindt meine gunstige Herren und Patronen,

tanischen Slaven sesshaft und heimisch — und wieder später, nachdem der Agilolfinger Tassilo sich das Land zinsbar gemacht und er selbst mit seiner Freiheit und Herrschaft dem grofsen Karl verfallen war, fragt es sich, ob nicht hier die deutsche Ansiedlung, die mit der Fahne des Christentums hereinzog, mehr als anderswo im Lande friedlich mit den Slaven gelebt habe und allmählich mit ihnen zu einem Volke verschmolzen sei, dessen Typus noch heute an Körperform, mundartlichen Eigenheiten und geistiger Regsamkeit gegenüber den andern Bewohnern Niederösterreichs sich kenntlich macht.

Der Topograph endlich gedenkt mit Vergnügen der Tage, die er im schönen „bugleten Landl“ verlebt, der reizenden Fernsichten, die er von dessen Höhen genossen, des freundlichen Wohlwollens, das man ihm bewiesen und er insbesondere — wenn Sie mich mit diesem Topographen identificieren wollen — fühlt sich trotz aller Puchhaime, die auf Krumbach gesessen haben und trotz des Respectes, den sie ihm einflöfsen, verpflichtet, dem jetzigen Besitzer des Schlosses*) und seiner Familie, wenn nicht im Namen, so gewiss in der Intention unseres Vereines den Dank auszusprechen für die herzliche und unermüdet liebenswürdige Theilnahme, die ihm jeden Schritt in der Gegend erleichtert und verschönt hat.

*) Dr. Anton Riehl, Advocat in Neustadt, ehemals Mitglied des Parlamentes in Frankfurt und Reichsrathsabgeordneter.

Der Stifter der ältern Krumbach'schen Linie des Hauses Puchaim war Baltassar, ein jüngerer Bruder jenes Heinrich von Puchaim, der durch seine unbegrenzte Anhänglichkeit an Kaiser Friedrich III. (IV.) und namentlich durch den tapfern Beistand, den er diesem während der Belagerung der Wiener Burg 1462 leistete, berühmt und reich geworden war.

Als dieser Heinrich seinen Antheil an Krumbach 1473 gegen eine Abfindungssumme dem Bruder überliefs, wurde Baltassar Besitzer der genannten Herrschaft. Er war mit Helene von Potendorf vermählt, deren Bruder das benachbarte Kirchschlag besafs, kinderlos und der letzte seines Stammes war.

Baltassar — er wird um das Jahr 1493 als gestorben bezeichnet — hinterliefs zwei Söhne und vier Töchter, von denen eine — Agnes — 1510 mit dem aus Deutschland eingewanderten gelehrten Juristen und nachherigen Kanzler Hans Schnaidpeck, spätern Herrn von Schönkirchen, vermählt wurde und wahrscheinlich eine ihr zugesicherte Morgengabe an Silber nicht bekam, um welche später Process geführt wurde; die andern, Barbara, Katharina und eine Ungenannte giengen ins Kloster.

Von Baltassars zwei Söhnen widmete sich der ältere, Christoph III., dem Civil-, der jüngere, Georg IV., dem Kriegerstande. Der erstere wurde 1522 Verweser des Landmarschallamtes in Niederösterreich, der andere in demselben Jahre obrister Hofmeister der Königin Anna, während der Be-

lagerung von Wien [illegible] Statthalter und als solcher eine verlässliche Stütze des Commandanten Salm. Er starb [illegible] mit Hinterlassung von Kindern aus zwei Ehen. Seine Rüstung bewahrt die Ambraser Sammlung.

Schon im Jahre 1524 hatte Georg die nach dem Aussterben der Potendorfe fiscalisch gewordene Herrschaft Kirchschlag um 11000 Gulden an sich gebracht und davon einen Antheil seinem Bruder überlassen. Dieser sein älterer Bruder Christoph III. ist der Vater unseres Erasmus.

Durch mancherlei Ereignisse in der Familie der Puchaime fügte es sich, dass Christoph 1520 in Folge eines Vergleiches mit dem genannten Bruder Krumbach mit Hochneukirchen, dann Sauberstorf, Rottengrueb und ein Haus in Neustadt erhielt. Er war mit Barbara von Rottal verehlicht und hinterliefs seinen Besitz vier Söhnen gemeinschaftlich oder vielmehr mit bestimmten Antheilen und der Verpflichtung, davon der Mutter eine gewisse Lebensrente, den drei Schwestern je eine stipulierte Abfindung zu leisten. Auch das gab später zu Processen Anlass.

Von Christophs III. Söhnen wälten die drei ältern, Longin, Wolf und Mert (Martin) den Kriegerstand, der jüngste, Erasmus, blieb den Künsten des Friedens ergeben und führte, wie es scheint, die Administration des ererbten Besitzes.

Als Wolf und Mert 1535 gegen die Türken ins Feld rückten — sie scheinen damals beide vor dem Feind geblieben zu sein, da ihrer nicht mehr erwähnt wird — verkauft Mert — wahrscheinlich

mit Wolf — seinen Antheil Krumbach'schen Erbes an die Brüder Longin und Erasmus.

Longin von Puchaim wird bei der berühmten Belagerung von Güns durch Sultan Solimann 1532 als der tapferste Genosse des Niclas Juressich bezeichnet. Er war zweimal verheiratet, zuerst mit Barbara von Baumkirchen, von der er keine Kinder, dann mit der Witwe nach Wolfgang von Streun, Katharina von Hoyos, von der er einen Sohn Anton hatte, die ihn überlebte und später (1562) als Gemahlin des Grafen Caspar von Ladron vorkommt, der Erzherzog Maximilians obrister Stallmeister war. Ihre jüngere Schwester Elisabet (Isabella) war des Erasmus von Puchaim Gemahlin.

Auch Longin — es geschah 1546, zwei Jahre vor seinem Tode — verkaufte seinen Antheil von Krumbach an den Bruder, und Erasmus brachte es nach Longins Tode sogar dahin, dass der Vormund Antons, des minderjährigen Neffen, Andreas von Pögl, auch in die Ablösung der Longin'schen Antheile von Kirchschlag, Saubersdorf und Rottengrueb willigte, freilich wieder unter Bedingungen, die zum Processe führten. Das geschah zwei Jahre, ehe Herr Erasmus das Tagebuch führt.

So viel zur Orientierung.

Erasmus brachte das Jahr vorwiegend in Krumbach zu. Bei dem besitzenden Adel jener Zeit gab es eigentlich nur ein Landleben. Die manigfachen unvorgesehenen Fälle, die des Guts-

herrn persönliche Gegenwart erheischten, mit denen nicht selten sein Vortheil und die Warung seines Rechtes verbunden war, vertrugen keine längere Abwesenheit. Wir sind dem Schreiber des Tagebuches das Zeugnis schuldig, dass er die ernste Berufsarbeit, wie sie der Tag brachte, eben so wenig zurückwies, als das seinem Stand zusagende Vergnügen in freien Stunden, wo diese sich darboten.

Der Aufenthalt in Wien aber war mit Unbequemlichkeiten verknüpft, die sich jeder gern vom Leibe hielt, wer nicht an den Hof gebunden war oder ein Staatsamt bekleidete oder nach der grofsen Welt ein besonderes Bedürfnis fühlte.

Die Puchaime hatten zwei Häuser in Wien, eines mit Capelle und Garten, 1506 vom Wiener Bürger Leonhard Perlader gekauft, gehörte wahrscheinlich dem Gellersdorfer Zweige der Puchaim, das zweite mit Garten gewiss dem Krumbacher Zweige; denn Erasmus nennt es sein Haus und beherbergt darin die Frau von Puchaim aus Horn „mit ihrem Frauenzimmer“ als Gast. Das erstere stand an der Ecke des Minoritenplatzes, die jetzt das Mensdorf-Dietrichsteinsche Haus einnimmt, das andere an der Stelle des Harrach'schen Hauses auf der Freiung.

Wenn ich die Andeutung des Tagebuches vom 17. September richtig fasse, wo eine Schuldforderung des Herrn Georg Wilhelm von Zelking durch die Intervention des Landmarschalles und des Landuntermarschalles endlich beglichen wird, so scheint der Besitz des Hauses damals in der

Schwebe gewesen zu sein, indem Zelking darauf Beschlag gelegt hatte.*)

Wir finden Herrn Erasmus nur dann in Wien, wenn dringende Geschäfte — die Betreibung eines Processes, Austragung von Familienangelegenheiten oder ein königlicher Befehl ihn dahin führen. Sein Vetter, der Landmarschall Andreas von Puchaim von der Raabser Linie, zeigt sich ihm besonders geneigt und scheint seine Anstellung im Staatsdienst begünstigt zu haben. Vom October an, wo Erasmus in das Amt eines Beisitzers bei der niederösterreichischen Regierung mit der Würde eines königlichen Rates einrückt, ist der Aufenthalt in Wien dauernd, aber wie es scheint ohne Familie, die auf Schloss Krumbach zurückbleibt. Ein einzigesmal erscheint die Frau von Puchaim in Wien, wahrscheinlich zum Begräbnis einer Verwandten, Gertraud von Meseritsch, dessen Erasmus am folgenden Tage gedenkt. Am 5. September heifst es: „Dj Frau khumen". — Am 11. September aber schon: „Dj Frau weckh", und aus der Tagesordnung des Herrn

*) „Den 17. Tag septembriss Freyttag vmb aiñ Ur mich und Hrn. Georg Wilhelm von Zelking Hr. Lantmarschalch, Ulrich von Eytzing, vnd Hr. Lantuntermarschalch veraindt, also, dass iez Hr. Jorg Wilhelm von Zelkhing von gericht 26 fl. ʒ, folge, er mier ain Khaufprief zustelle, inhalt der vertrag vnd seiner geprueder verwilligung. Wann also der Kaufprief vertig, sollen iem dj ain C fl. von gericht auch folgen. Dem Wilhelm habe ich dj zween vertrag auf Hrn. Lantmarschalch haisn, das er den Khaufprief darnach zu stellen wisse, geben, hat mir auch zugesagt auf den nachsten sunttag gewiss welle er mir den schlisl zum zimer schickhen."

Die Mädchen waren offenbar jünger als Christoph, da sie am Kopfe des Tagebuchs hinter ihm angeführt sind, und — wie es sich bei weiterem Nachforschen zeigte — in der Abstufung jünger, wie die Namen untereinander stehen. Mehr lässt das Tagebuch nicht wissen und ich könnte mich damit begnügen.

Allein die schuldige Rücksicht gegen Damen fordert einen Excurs in die spätern Jahre, aus denen ich nur Angenehmes für die Fräulein von Puchaim zu berichten habe. Mit Ausnahme der jüngsten, Marie — „Maria junkfrau von Puchaim" — schreibt der Vater am Schluss des ersten Blattes — „gott gnadt der in Ewigkeit. Amen!" — sie war also gestorben, fanden die andern eine standesmäfsige, ja glänzende Versorgung.

Barbara wurde die Gattin des Herrn Sigismund von Landau auf Haus und Rapotenstein, der mit Ebenthal, Dürnkrut, Drösing, Angern und Süfsenbrunn begütert war und dessen Geschlecht in den Hackelberg-Landau noch heute in Niederösterreich blüht. — Judit heiratete den Herrn Ilsung auf Tratzberg und Matzen, des schwäbischen Landvogtes Sohn; Agnes den Herrn Georg Fugger auf Hirschberg zum Schaidenstein, Erzherzog Ferdinands tirolischen Kammerrat und Gerichtsherrn der Herrschaft Imst, und Dorothea — der Name lässt die Vorbestimmung für ein Kloster vermuten, die sich damals eine adelige Jungfrau unter mehreren Schwestern musste gefallen lassen — finden wir 1588 als Oberin des Augustiner Nonnenklosters

St. Jakob in Wien und zugleich mit der Leitung des Klosters zur Himmelporte daselbst betraut, was für die Würdigkeit und Berufstreue dieser Dame Zeugnis ablegt.*) Diesen Notizen füge ich noch bei, dass die verheirateten Puchaimschen Damen allesammt sich eines reichen Kindersegens

---

*) St. Jakob auf der Hülben verdankt seinen Ursprung drei adeligen Witwen aus Kärnten, denen 1190 Herzog Leopold VI. die schon seit 1131 auf der Hülben bestandene Kirche zum Zwecke der Klostergründung einräumte. In das Kloster wurden Frauen vom Adel aufgenommen, die sich von der Welt abscheiden wollten, *dominae reclusae*. Nachher fand man es der kirchlichen Hierarchie entsprechend, sie an eine feste Regel zu binden und sie wurden dem Orden des heil. Augustin einverleibt. Das Kloster St. Agnes zur Himmelporte war eine Stiftung des Pfarrers Gerhard zu St. Stephan, wurde 1267 zu Ehren der heil. Katharina erbaut und auch den *dominabus reclusis* eingeräumt. Nachdem die Königin Agnes, Tochter Albrechts I. und Witwe des ungarischen Königs Andreas III., 1331 das Kloster erweitert hatte, kamen Prämonstratenserinnen aus Ungarn hinein. Diese wurden durch die Pest 1546 dahingerafft und das war die Ursache, warum die Oberin von St. Jakob — Dorothea von Puchaim — die Administration des Klosters übernahm und Schwestern ihres Ordens in das verwaiste Haus mitbrachte. Von da ab blieb auch St. Agnes zur Himmelporte mit Augustiner Nonnen besetzt. Was die genannte Dorothea von Puchaim betrifft, so scheint sie auch ihrer Familie in der Bedrängnis hilfreich gewesen zu sein. Unterm 8. April 1601 verschreiben Herr Sigmund von Landau und seine Gemahlin Barbara von Puchaim für schuldige 4000 Gulden, jährliche 200 Gulden Zinsgeld von den Renten ihrer Herrschaft Dürnkrut an die ehrwürdige Mutter Frau Agnes Hirschlerin, Oberin der zweien Jungfrauenklöster zu St. Jakob, dann St. Agnes und St. Katharina genannt zu Himmelporten in Wien St. Augustinordens auf ewige Lösung und Wiederkauf. (Hofkammerarchiv, bei Wisgrill V. 423.)

erfreut haben, während ihr Bruder, der Majoratsherr, der 1570 mit Anastasia Gräfin von Biglia vermählt wurde, kinderlos blieb und mit seinem Tode 1625 den Krumbach'schen Zweig der Puchaime schloss.

Je weniger Erasmus von Puchaim, wenn er auf Krumbach war, sich lästiger Proceduren erwehren konnte — der gestrenge Feudalherr lässt sich in folgenden Angaben nicht verkennen: — „den Springweber um 30 Eier gestraft" — „den Plutzer um 100 Eier gestraft" — „des Martin Kleckenhefel sun ausglassen" — „den Richter in Wismadt eingesetzt" — „die Wismadter eingelegt" — den Richter ausglassen und 5 fl. gestraft" — die 5 Wismadter ausgelassen, jeden 5 fl. und 1 Pfund Pfeffer gestraft" — ich könnte die Blumenlese fortsetzen — um so angenehmer musste ihm ein zeitweiliger Wechsel des heimischen Bodens sein, zumal er auf seinen Ausflügen das angenehme mit dem nützlichen zu verbinden wuste.

Er macht diese Ausflüge durchweg zu Pferde — nur mit Gemahlin und Kindern auf sichern Wegen wird die „Gutschj", nach Umständen der Schlitten verwendet, und ist in der Regel von einem Diener — Gerlacher — begleitet, der Ross und Zeche besorgt und dem Herrn verrechnet.

Der Weg von Krumbach nach Wien, je nachdem weniger oder mehr geeilt werden muss, geht über Wart, wo beim Richter, über Breitenau, wo beim Schwager Meichsner Rast gehalten wird, nach Fischau und dann über Traiskirchen,

Neudorf gegen den Wienerberg, oder von Wart über Schwarzau quer durch das Steinfeld nach Salchenau (Sollenau) und weiter. Zweimal wird Herr Erasmus durch Hochwasser an der Pütten und Schwarza zur Umkehr veranlasst, kehrt aber nie um, sondern bleibt beim nächsten Nachbar, bis das Wasser verlaufen ist. Am 26. Juli, wo Herr von Puchaim Eile hatte, heifst es: „Zum Fruestukh Treskirchen, abends 5 Uhr in Wien“ — und am 23. August, nachdem ihm abends zuvor in Pernegg der Befehl von der Khun. Majestät zugekommen war, heifst es: „Pernegg—Fischa—Wien“, das sind im ersten Falle gute zwölf, im zweiten mehr als fünfzehn Meilen in einem Tage.

Der Weg nach Graz gieng über Pernegg, Hartperg, Kaindorf, Gleisdorf, St. Leonhard, also die Reiseroute der babenbergschen Landesfürsten und — wie kaum zu zweifeln — der Zug einer Römerstrafse, die vielleicht mit der Aspanger Bahn — wenn diese vorläufig noch nicht begonnene Bahn dereinst fortgeführt würde — wieder zum Vorschein kommen wird.

Einen stärkeren Ritt — mit seinem Sohn und dessen Schulmeister, der dabei als Reisemarschall fungiert, unternimmt Herr Erasmus von Graz aus, wohin er seine Muhme und deren Bruder, der die Nichte des Landeshauptmanns Georg von Herberstein heiratete, zur Hochzeit zu begleiten hatte. Hören wir seine kurzen Notizen:

„31. tag octobris suntag von Gleichstorf gen Gretz — uns entgegengezogen — die Zsammgebung in der Purkh beschehen.“

„Den ersten Tag novembris manttag in Grez auf der hochzeit — die presenten überantwurt — ich dj zsammschlagung gethan — der Khinig, Khin. Würden die Künigin,*) Erzherzog Carll vnd der Prautmutter haben verehrt."

„den 2. novembris erichtag — auf der hochzeit." **)

---

*) Wer unter dieser Königin gemeint sei, kann ich nicht angeben, da Königin Anna, Ferdinands I. Gemahlin, damals schon todt war, Erzherzog Maximilians Gemahlin aber, gesetzt den Fall, sie wäre damals in Graz gewesen, was aber sehr zweifelhaft ist, noch keinen Anspruch auf den Titel Königin hatte.

**) Die Braut war Anna, Rupprechts von Herberstein des jüngern Bruders des Landeshauptmanns hinterlassene Tochter, die Brautmutter Margareta, eine geborne von Rottal, der Bräutigam Andreas von Puchaim zu Heidenreichstein, ein Sohn des Wiener Landmarschalles und ein Bruder jenes Nicolaus, der 1591 zu Raabs erschossen wurde. (Siehe: Aus der Geschichte der Puchaim S. 144 u. ff.)

Uebrigens war Erasmus von Puchaim noch bei anderen Hochzeiten in Function. So am 24. Februar in Enzesfeld bei der „Haimführung des Schlossherrn Ludwig von Tobars", wo die Braut nicht genannt ist; am 27. Juni als Gast bei einer Hochzeit, die nicht näher bezeichnet ist; am 8. August in St. Pölten als Beistand bei der Hochzeit des Herrn Servatius von Neudegk zu Rastenberg mit einem Fräulein von Kirchperger. Darüber schreibt er:

„Murstetten (wo er bei Christoph Althan übernachtet hatte) gefruestuckht, darnach wier zu dem geschloss so lutwig Khirchperger gehörig, pei sandt Pelten (Viehofen) zum Preyttigam khumen, der praut Freindschaft vnss entgegen herauss khumen, den tag dj zusamengebung in sandt Pelten mit servacj von Neuteckh seiner Praut gewest vnd ainer in dj 2 stund pre (digt). Den 9. tag augusti manttag in sandt Pelten pliben, vnsser etlich mit dem Praittigam in dj Pfarrkhirchen gangen, dj Praut sambt ierer geselschaft aufs Tantzhauss zun der

„den 3. novembris mitichen das fruemal beim Praitigam in der Purkh, beim Herrn Landshauptmann gessn, darnach ainer oben, der ander unten aus — ich vier Meilen von Gretz bis Leiniz (Leibnitz) zum Adrian Weisspriach geritten.“

Der Ritt geht über Marburg, Seizdorf, Cilly nach Glogowic, von dort über einen Ort, den ich nicht lesen kann, nach Oberlaibach und weiter auf einem beschwerlichen Gebirgspfade über Senoschetz (zwischen Prewald und Divazza, wo Baltassar von Lamberg ein Schloss hatte) nach Triest. Der Rückweg theilweise auf sogenannt kürzern Seitenwegen, auf denen Herr Erasmus in der Regel irre ritt, nach Graz zurück. Die Reise dauerte zwanzig Tage, kostete nebst allem übrigen ein Ross, das krumm in Graz zurückbleiben musste, und bot wechselnde Abenteuer, unter denen das unangenehmste war, dass der junge Tafferl gleich in den ersten Tagen erkrankte und unter der Pflege eines Dr. Petter in Cilly zurückblieb. — Da Herr von Puchaim auf der ganzen Tour die

---

Predig gangen, so inen geliebt hat.“ Drei Tage nachher fand sich Erasmus bei dem jungen Ehepar in Rastenberg ein, und mit ihm „vill guetter erlicher leit mer“.

Am 29. und 30. September war er bei einer nicht näher bezeichneten Hochzeit Brautführer mit Herrn Jörg von Herberstein. — „Dj Braut bis zun der stiegen des lanthauss gefiert, darnach haben wirs des praitigam Freundt zwayen, den herrn von Gunawitz und dem von Friedental yberantwurt. Früe ich dj junkhfrau Praut zum Kranz austaillen gefiert, den vier Pottschaften, mier und hrn. von Herberstain iedem ain Khrantz sambt ain Ring geben worden, frue und abentz ich aufm Lanthauss der Hochzeit gesn.“

Entfernungen in Meilen notiert, so scheint es ihm zu thun gewesen, mit seiner Leistung ein Exempel zu statuieren.

So sehr es mit seiner Stellung im Leben vereinbar wäre, aus dem Tagebuch lässt sich nicht herausfinden, dass Erasmus ein Feinschmecker war, oder irgendwie im Essen und Trinken excediert hat. Freilich stehen die Häuser, in denen er — in Wien beinahe Tag für Tag — zu Gaste war, für seine Befriedigung in dieser Hinsicht ein, und wenn er trocken schreibt: „Fruemal bei Hrn. Landmarschall, abend gessen bei Hrn. Oswald von Eitzing oder Ehrenreich von Khinsperg" u. s. w., so kann man darüber beruhigt sein, dass er nicht schlecht gegessen habe. Aber auch dort, wo ihm gewiss viel zu wünschen übrig blieb, wie z. B. auf der Reise bei Mautnern, die damals auf die Besorgung der Fremden privilegiert waren, entschlüpft ihm kein Wort des Unmutes. Am 8. März notiert er sehr naiv, dass ihm ein Schreiben mit Süfswein, 20 Pfund Feigen und der Erinnerung zugekommen sei, sein Schwager Graf von Ortenburg habe das Zeitliche gesegnet. *)

Darum lässt sich aber auch voraussetzen, dass er über jede Erwartung muss befriedigt gewesen sein, wo er über Speise und Trank ein

*) Die Ortenburg, vornehmlich in Kärnten, aber auch in Niederösterreich begütert, datieren von Gabriel Gonzales de Salamanca, dem Oheim mütterlicher Seite der Frau von Puchaim.

billigendes Beiwort gebraucht. Dies geschieht nur einmal, und zwar nach einem Fischmale mit Weinbegleitung, das er mit dem Herrn Stadtrichter von Klosterneuburg beim Stiftpropste daselbst eingenommen. Und indem er weiter im Tagebuch bemerkt, dass sowol der Herr Propst als der Herr Stadtrichter ihm den Wagen zur Nachhausefahrt angeboten, so werden wir darin neben der Artigkeit auch die gewiegte Vorsicht beider erfahrnen Herren erkennen, die einen Ritt unter bewandten Umständen für minder ratsam hielten.

Gönnen wir unserm Freunde eine zeitweilige Aufheiterung, denn das Jahr seiner Aufzeichnungen bringt auch genug des Widrigen, womit er zum Theil ohne Verschulden belastet war.

Aus dem Testamente seines Vaters waren noch Theilforderungen seiner Schwestern zu begleichen.

Nach dem letzten Theilungsvertrag mit seinem Bruder Longin war eine Forderung des nachgelassenen Sohnes Anton fällig, um welche der Vormund Andreas von Pögl unerbittlich das Gericht in Anspruch nahm.

Georg Wilhelm von Zelking, der auf das Puchaim'sche Haus zu fordern hatte, droht mit Pfändung.*)

---

*) Auch seine eigenen Unterthanen finden wir einen Rechtsstreit gegen ihn anhängig machen, und der Aerger über das Sachfälligwerden in dieser Angelegenheit drückt sich bei ihm bezeichnend aus:

Und neben all diesem noch „die Schnaidpeck'schen Silbersachen belangend" wie Erasmus im Kanzleistil sagt, ein Process von der Heirat seiner Vaterschwester her, deren Sohn zu keinem Vergleiche zu bewegen und durch seine Stellung als Vicedom einflussreich genug war, die Sache auf die Spitze zu treiben.

Drei Advocaten in Wien sind für Erasmus thätig, Dr. Gamp, Diering und Schwarz; und es klingt beinahe wie Ironie des Schicksals, wenn man die handelnden Personen historisch beleuchtet. Herrn von Puchaims Sachwalter Gamp ist derselbe Dr. Gampus, der bei dem verhängnisvollen Gericht in Neustadt (1522) die Wiener Opposition und deren Haupt Hans von Puchaim gegen die kaiserliche Regentschaft verteidigte und dafür auf drei Jahre des Landes verwiesen wurde, und der processirende Vicedom Ludwig Schnaidpeckh, Freiherr von Schönkirchen, ist der Sohn jenes Schnaidpeck, der damals als Kanzler die Regentschaft vertrat und auf dessen grundhältige Darlegung der Sachlage der Vatersvetter unseres Erasmus mit Michel von Eitzing und andern dem Henkerbeile verfiel.

Am 24. September. „Die verheer, so am manttag gangen contra di Purgerschaft zue Kirchschlag, der abschiedt vormittag gleich widerwerttig genug gangen. Nachmittag dj verheer gegen den Unterthanen und den schuelmaister so ain ledige Perschon, hab ich muessen unversehen antwurten, mich auf die lantzfreiheiten berufen, hat mich auch khain excepierung gehollfen vnd ist mir nicht ain klainer widerwärtiger Abschidt ergangen, des ich Got beuelchen thue."

Mit dem Besitz der Herrschaft Krumbach war die Uebung des Landgerichts verbunden, dessen Sprengel südlich nach Steiermark bis über die Pinka gieng. Erasmus notiert einen Tag des Gerichtes, der uns zwar nicht über die Procedur, doch über die Zusammensetzung orientiert.

„Den 18. octobris manttag Frue in Krumpach der Tag mit dem Landsknecht*) und Urban Greisenecker gehalten worden und Abschied und Ratschlag ergangen. Darob gesessen sein Hans Rot von Aschpang, den sj zue ain Richter erwelt, Urban Weltzel von Aschpang, Jorg Fritz von Pinkafeldt, Lazzarus Kleindienst, Richter zu Wismadt, Ulrich Schmidt, Richter in der Schletten, Wolfgang Rigler Müllner, Richter zu Krumpach, Christian Diernler zu Krumpach, Mert Klöckhöfl zu Krumpach, Jockl Gamauf, Richter Hochneukirchen, Stephan Pluetmayer zu Hochneunkirchen, Wolf Peham zu Schennau und Wolfel Liebentritt zu Schennau."

*) Landsknechte, d. i. entlassene Kriegssöldner, waren damals eine wahre Landplage in Niederösterreich. Sie zogen von Ort zu Ort, stalen, raubten und verübten Unfug aller Art, und es gab wol kein Landgericht, das mit diesen Strolchen nicht zu thun gehabt hätte. Das Herumziehen des herrenlosen Gesindels bezeichnete man mit dem Worte garten (Schmeller II. 69 meint, es bedeute einkehren, vgl. schwedisch gärd = die Einkehr der Könige auf Reisen). In Kaltenegger's Manuscript II. 338 finde ich von demselben Erasmus von Puchaim eine Aufforderung im Namen des Kaisers an den Freiherrn von Zinzendorf (26. Jänner 1564), dass er die am Achswalde in Unterösterreich herumstreifenden und die Unterthanen bedrängenden „garttunden Landsknecht" vertreibe oder einfange.

Ich notiere diese Namen, weil sie zum gröfsten Theile noch heut in jener Gegend leben oder an Bauernhäusern haften geblieben sind.

Unter der Voraussetzung, dass das edle Waidwerk für den Besitzer eines ausgedehnten Waldbezirkes Sache von Wert war, dürfen wir die Aufzeichnungen darüber für genau nehmen. Dafür spricht auch die Offenherzigkeit des Schreibers, der mehr als einmal eingesteht, dass er wol auf der Jagd war, aber — „nix gefangen hat".

In Bezug auf das Jagdzeug liefse sich aus dem Tagebuch abnehmen, dass der Gebrauch des Feuerrohrs zu Jagdzwecken 1557 noch nicht häufig war. Nur ein einzigesmal — freilich in einem Falle, wo eine andere Weise der Verfolgung durch die Natur des Objectes ausgeschlossen war — findet sich der Ausdruck geschossen, was freilich auch von der Armbrust gelten kann. „Am 30. Januar hat der Jodel am Mayerhof in Wismodt ain Lux geschossen." Sonst überall wird das Fangen in Netzen — entweder mit oder ohne Treibjagd — oder das Hetzen mit Hunden, wobei die Jäger beritten waren, deutlich bezeichnet.

In Bezug auf den Gegenstand der Jagd, die sich über die dichtbewaldeten Bezirke von Ungerbach und Hochneukirchen im Süden bis über Edlitz, Lichtenegg und Wiesmad im Norden erstreckte, mag es auffallend erscheinen, dass gerade des Prachtstückes der Jagd, des Hirschen, nicht erwähnt wird. Selbst die Bemer-

kung unterm 27. Februar: „Von Kirchschlag bracht 6 Hasen, ein Kalb“ getraue ich mich nicht auf ein Hirschkalb zu beziehen, da sie ohne weitere Notiz gegeben ist. Ich suche die Erklärung in dem Umstande, dass die hohe Jagd hier wie anderswo durch Hoheitsrecht dem Landesfürsten gewahrt war. Dann aber scheint es wieder zweifelhaft, ob damals Luchse und Schwarzwild, wie jetzt üblich, zur hohen Jagd gerechnet wurden.

In Bezug auf die Schonzeit scheint unser Jagdherr sich an keine besondere Norm gebunden zu haben. Noch Ende Februar, ja noch am 13. und 14. März jagt er auf Hasen, im Juni und Juli dagegen lässt er sichs am „Sparberfangen“ genügen.

Aufser jenem Luchs bezeichnet sich die Jagdbeute, soweit das Tagebuch sie notiert, in Folgendem:

1 Bär — „1. Jänner in Krumpach ans Perngejaid“ — aber wahrscheinlich nichts gefangen. — „29. Jänner in Wismad ain Perl gefangen.“

6 Wildschweine, von denen zwei zweifelhaft sind. Es heifst wol am 11. Februar: „Krumbach Pottschaft, 2 Schweine vorhanden“ — aber ist nicht gesagt, dass sie eingebracht wurden. Dagegen sind die andern vier sicher: „25. octobris Hochneukirchen 4 Schweine gefangen“.

5 Rehe, wobei mir der gerechte Zweifel ankommt, ob mehr als eines davon ein Bock war. Wenigstens schreibt Herr Erasmus nur am 20. October: „Hochneukirchen ain Rehpockh gefangen“ und nennt die übrigen nur schlechthin Rehe.

1 Fuchs und zwar nur nebenher, während man Hasen hetzte. Meister Reinecke scheint damals noch nicht das Anlockende für den Waidmann gehabt zu haben, wie heut. Auch bei einer königlichen Jagd in den Gehägen um Wien bemerkt Puchaim nur nebenher: „Die Jagdhund ain Fux gefangen“.

49 Hasen, theils gehetzt, theils gefangen.

In Bezug auf Hühner und Haselhühner wird wol die Jagd verzeichnet, aber der Erfolg nicht specificiert bis auf zweimal, wo es sehr verständlich heifst: „nix gefangen“.

So oft Herr Erasmus in Wien ist, gedenkt er seines Antheiles am Jagdvergnügen Seiner königlichen Würden, des römischen Königs Ferdinand I., wozu er als Repräsentant des Erb-Truchsessenamtes in den beiden Erzherzogtümern ein Anrecht hatte. Am 22. September bemerkt er mit Befriedigung, dass er mit „paiden jägern, Popel von Stain, Hofiegermaister und Andre Volkra lantyegermaister“ gegessen habe. „Wien bey Hof ain Wilfin gefangen“ heifst es am 14. September und zwei Tage darnach: „Ain Pockherl (Jungschwein) gefangen, aber das grosse Schwein nit fahen oder herausbringen kinnen“ — und am 27. September: „Mit dem Khinig ans Gejayd mögen, ein Reh, ein Pachen mit der Hetz gefangen — die Jagdhund ain Fuchs gefangen“.

In Bezug auf Geldgebarung muss Herr Erasmus von Puchaim ein guter Wirt genannt werden.

Die Genauigkeit spricht dafür, mit welcher er Einnahme und Ausgabe einträgt.

Die Einnahme, von welcher jedoch alle Renten aus Geld- und Naturaldiensten als nicht verzeichnet in Abschlag zu bringen sind, beziffert sich vom 1. Jänner bis 11. December mit 1236 Gulden und 6 Batzen nach dem damals landesüblichen Gelde. Die gröfsten Posten sind 1044 Gulden von dem Grafen Eck von Salm, wahrscheinlich eine Aushülfe — er hatte ihm einer Bürgschaft halber im Processe mit Anton von Puchaim's Vormund am 15. März geschrieben — und 160 Gulden als Besoldung für das Amt des Beisitzers bei der niederösterreichischen Regierung, die unterm 23. September bezalt wurden, mithin vorweg, da Erasmus erst kurz vorher die Aufforderung zum Eintritt in das Amt empfangen hatte.

Die verzeichneten Ausgaben betragen 1054 fl. 37 kr. und 62 Thaler, wobei die Zehrung auf der Reise, die Letz- oder Trinkgelder inbegriffen sind.

Unter den Ausgaben für seine Person sind einzelne für die damaligen Preisverhältnisse wie für sein besonderes Bedürfnis bezeichnend:

Am 23. März in Graz (welches im Tagebuch durchwegs Gretz geschrieben wird) für ain samatens Piretl . . . . . . 3 fl. 2 kr.,
für ain lang Pixen . . . . 11 Thaler,
für 2 kürzere Pixen . . . . 8 Thaler,
am 18. Juni in Wien für Wehren . . 8 fl.,
am 28. Juni umbs par Stiefel . . . 2 fl.,
3 par Schuech . . . . 1 fl.,

am 30. Sept. dem Schuester umb gelber Stifel 2 par und 2 par Schuech 7 fl. 44 kr.,
am 2. Oktober neue Geschirr und Kumeter . . . . 91 fl. 20 kr.,
am 3. Dezember dem Vürpitter (bei der Regierung) um ain neues Jahr und Potenlohn . . . . . 2 Thaler,
am 6. Dez. für ain Ross 58 fl. 20 kr. und den Knechten 3 fl. Trinkgeld.

An Schulden zalte Herr Erasmus:

10. Jänner an den Hrn. Ludwig von Schönkirchen (auf die Schnaidpeck'sche Forderung) 500 fl.
22. Jänner an seine Schwester Radegund 208 fl.

Zur Geldgebarung gehört auch das Spiel, bei dem nur zu bedauern ist, dass im Tagebuche nicht dessen Art bezeichnet wird, bis auf ein einziges mal, wo aber der Sinn nicht klar liegt. Es heifst nämlich unterm 25. April: „Abends in Khrumpach Ritterspiel Reschenmarkht*) gespielt, Peter Kheller 8 fl. tingt, ze widertingen 14 fl.". Das Spiel betreffend erwähne ich, dass Gewinn und Verlust mit Bezeichnung des Partners gewissenhaft notiert sind. Der Gewinn betrug im Ganzen 10 Thaler und 40 fl. 50 kr., der Verlust 5 Thaler und 19 fl. 17 kr. Und dass diese

*) Nachträglich erfahre ich, dass der freie Platz unter dem Schlosse Krumbach im Munde des Volkes Reschenmarkt heifst, wahrscheinlich von seiner abschüssigen (mundartlich reschen) Lage und dass die Sage noch heut lebt, dort seien in alter Zeit die Tourniere gehalten worden. Das würde zum Verständnis der oben angeführten Stelle beitragen.

Posten überhaupt vorkommen, spricht für den haushälterischen Sinn des Herrn von Puchaim.

Zu leihen nahm er:

Am 30. August, in Wien von einem Hans Moser — der überhaupt ein Nothelfer des geldbedürftigen Adels gewesen zu sein scheint — in acht Tagen zu zalen 200 fl. und am 6. December wieder 70 fl., während ihm (5. October) auch Herr Martin von Hoyos 12 fl. geliehen hatte. Bis 11. December waren diese Beträge noch nicht zurückgezahlt.

Für das religiöse, oder richtiger gesagt, confessionelle Leben jener Tage gibt unser Tagebuch unberufen einen handsamen Spiegel ab. Ich sage unberufen, weil der Schreiber nicht die Absicht hat, sich über diesen Gegenstand auszusprechen, aber dennoch nicht vermeiden kann, dass man aus seinen Bemerkungen den Stand der Sache und seine Stellung zu ihr herausmerkt.

Das Jahr 1557 ist das zweite nach dem Augsburger Religionsfrieden und das Vorjahr vor der Abdankung Carls V., die mit Umgehung seines Bruders Ferdinand durch Erhebung des spanischen Philipp auf den deutschen Kaiserthron besiegelt werden sollte. Die Absicht mislang, da die protestantischen Reichsfürsten dem österreichischen Habsburger besseres zutrauten als dem spanischen, und Ferdinand liefs sich den Protest des Papstes gegen seine Wahl gefallen.

Die protestantische Bewegung in Oesterreich war eben im rechten Zuge, und die Hindernisse,

die ihr früher der streng katholische Ferdinand entgegengestellt, waren seit der schmählichen Niederlage seines kaiserlichen Bruders durch Moriz von Sachsen und seit der Augsburger Pactierung zwar nicht beseitigt, aber vertagt. Ferdinand zeigte sich toleranter als je vorher und auch als nachher gegen die importierte Bewegung. Ich kann diesen Ausdruck ohne Voreingenommenheit gebrauchen, da der heimische Protestantismus, insofern er nach innerer Ueberzeugung vorgieng, im Jahr 1557 trotz des Umsichgreifens der Bekenner noch nicht entwickelt war. Richard Streun, die nachmalige Seele und Stütze der kirchlichen Bewegung in Oesterreich, der er neben dem Einfluss das Verständnis entgegenbrachte, war damals ein noch unfertiger Jüngling und wahrscheinlich von seinen Lehrfahrten in Deutschland noch nicht heimgekehrt; der für die neue Lehre ereiferte Prinz des Hauses, Maximilian, vom Hoflager fern und rückhaltend. Die bisherigen Erfolge der politisch-kirchlichen Opposition konnten noch immer mehr auf Rechnung eines leichtlebigen Adels, als einer tief gewurzelten inneren Ueberzeugung geschrieben werden. Ein par Jahre später standen die Dinge anders und ernster. Erasmus schreibt in einem Jahre, wo noch die Elemente goren und, wer in dem Gärungsprocess verwickelt war, sich selber nicht klar wurde, von welchem Elemente er mehr durchdrungen sei.

Bei einem frühern Anlass suchte ich darzuthun, dass die Hauspolitik der Puchaime der Be-

günstigung der neuen Lehre zuneigte und die mehrsten Glieder der Familie, namentlich die Horner, Litschauer, Gellersdorfer und Rabser dieser Strömung mit warmem Eifer folgten. Das hinderte aber nicht, ihre Söhne katholische Priester werden zu lassen, wenn damit eine fette Pfründe zu gewinnen war.

Nach seinen Aufzeichnungen, wie nach anderen Daten, war Erasmus von Puchaim Katholik und blieb es bis zum Tode. Aber er war kein intensiver Katholik, wie es etwa die Opposition gegen die strömende Richtung gefordert hätte, sondern mehr Katholik aus Gewohnheit, um des Beispiels vor seinen Leuten, um des Hausfriedens und insbesondere um seiner Gemahlin willen, welche letztere er hochhielt und deren spanisches Blut es nicht verwunden hätte, wenn er abtrünnig geworden wäre.

In Krumbach und im Bereich des Gutskörpers entspricht er den rituellen Forderungen, die man an einen Katholiken stellen kann. Ist er aber auswärts, in Baden, Wien, Graz, so wird am Sonntag nur der Predigt gedacht, nicht eines weiteren Gottesdienstes. Selbst am 17. Juni — Gottsleichnamstag in Wien — schreibt er nur „bin bey der Predigt der khinigl. Majestät gewesen“, von einer Betheiligung an der kirchlichen Feier schreibt er nichts, während für das Scharlachreiten bei St. Marx, dem er an demselben Tage mit Herrn von Pollweil*) beiwohnt, Worte genug gefunden werden.

*) Dieser Herr von Pollweil war damals in Wien der Löwe des Tages. Er hatte mit einem Puchaim (wahrscheinlich

Aber ich gebe zu, dass bei der Kürze der Andeutungen eine Irrung von meiner Seite möglich ist.

Deutlicher jedenfalls und für die Zeit bezeichnend sind die Streiflichter auf das Benehmen des katholischen Curatclerus und dessen Verhältnis zum besitzenden Adel. Ich gebe sie mit den Worten des Schreibers und mit der nobeln Objectivität, deren sich Herr von Puchaim in solchen Fällen befleifsigt:

„Den zweiten Tag Februari, erichtag in Chrumpach. Geen Chrumpach zue der Predigt, der Pfarrer nachn toppelten glait predigt, ich lang in der Khirchen gewardt, viel über zehene gewesen, — ich den pharrer mit meines suns schuelmaister beschickt, fragen lassen, ob er ain Gottsdienst welle halten oder nicht, dann es sey nahent ainleffe. — Hat er'n gfunden im Pfarrhof vorm tisch stehen, teller prot und ain Khandl, auch schüssel auf'm tisch mit Fleisch und Pluntzen, sein Khochin und gesindel am tisch sitzen — und ist der Pfarrer fast ob ime erschrocken."

„Den 29. Marcii, manttag. Den pharrer von Krumpach in die gesellenstuben zu geen, darin

mit Otto Heinrich) und einem Herrn von Rauber (wahrscheinlich dem wegen seiner Körperkraft und seines langen Bartes berühmten Andreas Eberhard von Rauber, der später in einem Turniere Maximilians II. natürliche Tochter Helena als Braut gewann) 1556 ein Corps österreichischer Scharfschützen gegen die Türken organisiert, welches unter dem Namen — die schwarzen Teufel — in dem siegreichen Treffen an der Rinya gegen Ali Pascha von Buda den Ausschlag gab. (Buchholz VII., pag. 336.)

sich zu enthalten gebotten, diweil er mich nit für sein Herrn erkennt, sein aid und glib an mir vergessen, on mein Vorwissen ain andere Pfarr aufgenommen zu Puechperg, wie er jetzt iar zu Pinkhafeldt auch gethan hat. — Auf widerstellen haimglassen."

„Den 22. Aprillis in Chrumpach. Die Frau, mein sun und etliche meine diener sambt Georg Cainrathen geen Lichtenegg geschickt, mir die schult von meinen pauern daselbst, traidt oder das Gelt einzubringen. Der Pfarrer zue der Frau khumen, on alle ainiche Pewarung in Peywesen viller personen gesagt, ich sey sein herr nicht, er khumere sich nie umb mich, und hat mich mit gotssacramenten gescholten. Di Frau ime aber nur guette wort gsagt: „Mein herr Pfarrer, lassts mich zue rue, ich hab nit mit euch umbzugehen, pin auch nit von euretwegen hie". Das nix an ime geholfen, sunder seine grossen gewalt und hochmuet getriben."

Den Tag darauf: „hab ich dem Pfarrer geschrieben, seines ayds glib ermant und vur mich zu khumen erfordert. Der mir also zun potten sagen lassen: ich hab ime geschrieben zu mir zu khumen, so habe er heut bei der Kirchen zu thain, morgen habe er mit der nachworschaft ainen Gotsdienst angstellt, übermorgen muesse er mit dem Craitz und Pfarrmenig geen Hollentan, aber zu seiner Zeit welle er khumen. — Pfarrer ist pein Wein gsessen pein Christan am Haus".

Die seiner Gemahlin und ihm selbst angethane Beleidigung forderte die Energie des Frei-

herrn heraus. Doch sehen wir ihn auch hier besonnen vorgehen. Der Fall wurde vorerst mit den Pfarrern von Zöbern und Hochneukirchen besprochen, die beide dem Puchaim'schen Hause freundlich gesinnt waren und nicht anders als das Benehmen des geistlichen Collegen verurtheilen konnten. Der vom Freiherrn hochgeachtete Pfarrer von Edlitz, ein Stiftsbruder des Lichtenegger,*) legte sich ins Mittel, und die beleidigte Freifrau sprach edelmüthig fürbittend für den Beleidiger. So wurde die Sache zu aller Befriedigung beigelegt.

Herr Erasmus von Puchaim hat auch eine Badecur in Baden durchgemacht. Ob er dies that, weil er krank, oder weil er zu gesund war, lässt sich aus den Aufzeichnungen nicht entnehmen. Für das letztere spricht die Art, wie er dabei vorgieng.

Am 4. April reitet er von Neustadt, wo eine Commission seine Beitragsleistung für ein Haus fordert und er zu ihrer Verwunderung dargelegt hat, dass er gar kein Haus in der Neustadt habe, nach Baden, um mit einem der dortigen Aerzte — Meister Sigmund — über eine Badecur ins Reine zu kommen. Vom 9. Mai bis einschlüssig 8. Juni finden wir ihn mit Ausnahme eines Tages, den er in Wien zubringt, unausgesetzt in Baden und sehen ihn dem Schwefelwasser mit einer Ver-

*) Lichtenegg so wie Edlitz sind Pfarren des Chorherrenstiftes Reichersberg (am Inn in Oberösterreich).

tiefung zusprechen, für die unsere Epigonenzeit kein Verständnis mehr hat. Dabei bleibt zu entscheiden, ob es nicht vielleicht die theoretische Anschauung der damaligen Aerzte gewesen sei, was ihm das Verhalten vorschrieb. Da die Cur glücklich ablief, so lässt sich über ihre rationelle Wesenheit nicht streiten. Uns von dem heutigen Standpunkte balneologischer Weisheit aus bleibt nur das Geständnis, dass Herr Erasmus eine sehr kräftige Natur gebraucht habe, um sie einzugehen.

Hören wir den Text des Tagebuches:

9. Mai Baden ankhumen, abend 2 stundt padt.
10. Mai vormittag ain stundt, nachmittag 2 stundt padt.
11. Mai vormittag zwai, nachmittag 3 stundt padt.
12. Mai vormittag drei, nachmittag 4 stundt padt.
13. Mai vormittag zwei stundt padt dann die Ladschafft gehalten, d. h. ein Antrittsessen für geladene Bekannte gegeben, nachmittag vier stundt padt.
14. Mai vormittag 3, nachmittag 4 stundt padt.
15. Mai vormittag 4 stundt, nachmittag eine stundt bei Meister Sigmunden, 2 stundt in Unserer Frauenbad.
16. Mai sunttag zur Pedigt, nachmittag 4 stundt padt.
17. Mai früh 4 stundt padt, nachmittag Wien.

Vom 19. bis 22. stellen sich die täglichen Badestunden auf 6, 7, 8, 9.

21. Sunttag Gasterei gehalten, nachmittag 3 stundt padt.

Vom 24. Mai bis zum 7. Juni beziffern sich die täglichen Badestunden der Reihe nach mit 6, 8, 9, 8, 7, 8, 3 (am Sontag), 5, 4, 5, 5, 4, 2, 2 und am 8. Juni — Montag nach Pfingsten — schreibt der Curgast: „Frue 1½ stundt padt, dann nach Wien" – womit die Cur beendet war. Herr Erasmus hatte während der zweiundzwanzig Tage hundertfünfundsechzig eine halbe Stunde im Bade zugebracht. Es solls ihm einer nachmachen.

Nach einer Wahrscheinlichkeitsrechnung — sein Geburtsjahr konnte ich nicht auffinden, aber da sein Vater 1497 geheiratet hatte und er das vierte Kind war – zälte Herr Erasmus sechsundvierzig Lebensjahre als er sich diese nach unsern Begriffen forcierte Badecur gestattete. Er lebte noch vierundzwanzig Jahre, starb als glücklicher Vater und mehrfältiger Grofsvater 1571 und ist der einzige Puchaim, dessen Name in der Gegend von Krumbach heute noch im Munde des Volkes lebt. Auf dem Wege vom Markt ins Schloss steht links ab vom Wege auf einer Höhe ein Kirchlein. Es ist seine und seiner Gattin Stiftung und trägt seinen Namen. Seine Gebeine ruhen in der Marktkirche von Krumbach, der er sich auch wohlthätig erwiesen hat und waren einst von einem Steine bedeckt, der heute vorläufig noch nicht gefunden ist.



PÄDAGOGISCHES.





Die Aufgabe der Erziehung.*)

(1877.)

Wenn es wahr ist, dass der Mensch nur durch Erziehung zum Menschen werde und dass jeder nur über so viel Menschentum verfügen kann, als die Erziehung aus ihm entwickelt hat, so begreifen wir das Interesse, das man der Erziehung entgegenträgt, als einem Gegenstande der Betrachtung, der Erwägung und wir begreifen, dass man in ihr einen Wertmesser der Gegenwart, einen Bürgen der Zukunft findet.

Freilich darf bei der ausgesprochenen Ansicht, die ich mit voller Ueberzeugung theile, der Begriff des Wortes Erziehung nicht so eng gefasst werden, als man gewöhnlich thut. Die planmäfsige und absichtliche Einwirkung der Eltern, der bestellten Erzieher und der nächsten Umgebung auf den werdenden Menschen reicht dabei nicht aus. Diese allerdings wichtigen Factoren bei der Erziehung sind weder die einzigen, noch in der

*) Vortrag, gehalten im wissenschaftlichen Club.

Regel die wirksamsten, denn das Feld ihres Einflusses wird selten von einer klaren Erkenntnis der Aufgabe beherrscht; und was sie leisten sollen, sehen wir nur zu oft verändert, geschwächt oder überholt von anderen Erziehungsfactoren, die auf dem Wege der Entwicklung an den Zögling herantreten, oder durch dessen Empfänglichkeit herangezogen werden. Schon die Veränderung der Umgebung — der physischen, wie der geistigen — ist ein Modulator der im Elternhaus empfangenen Eindrücke, die Schule als solche desgleichen, das Wesen und die Form des Unterrichts nicht minder, ebenso die sittliche Atmosphäre, die der Zögling jeweilig und länger athmet, und so weiter fort.

Die Wünsche, die ein Elternpar an die Zukunft seines Kindes knüpft, sind in vielen Fällen überschwänglich; und dass sie es sind, mögen wir der idealistischen Lebensanschauung Dank wissen, die doch noch in die Ehen getragen wird. Allein die Erziehung muss sich im Princip mit dem allgemein Erreichbaren und in die Lebensverhältnisse Passenden genügen lassen.

Sollen die Wünsche, die Eltern an die Zukunft ihres Kindes knüpfen dürfen, kurz formuliert werden, so scheint mir genug gesagt, dass sie einen anstelligen, pflichttreuen, dem Gemeinwohl zuträglichen Menschen aus ihrem Kinde haben wollen.

Ich mache nicht Anspruch darauf, dass dieser Satz der zutreffendste sei, aber er birgt, scheint mir, in seiner Hülle jeden Grad der Entwicklung des Verstandes und Gemüthes, jede Phase wirk-

samen Lebens in Familie, Gemeinde und Staat, überhaupt jede menschenwürdige Bethätigung im Fühlen, Denken und Wollen — und insofern mag er vorläufig gelten.

Es fragt sich nun, was Eltern für die Erfüllung dieses Wunsches einsetzen können.

Denken wir uns ein Elternpar, das der vollen Aufgabe einer menschenwürdigen Erziehung mächtig und dabei mit allen Mitteln ausgerüstet wäre, um sie nach jeder Seite hin zu unterstützen, und nehmen wir an, dass dieses Elternpar ihr Kind bis zu dem Augenblick, wo dasselbe zur Selbstregierung reif ist, unter seiner persönlichen Obhut behält: liefse sich, was sie zu Wege bringen, als Muster des Erfolges einer planmäfsigen Erziehung annehmen? Ich glaube nicht.

Es gibt Anregungen für den Zögling, dauernd und tief wirkend, die von dem planmäfsigen Erzieher gar nicht wargenommen werden, und andere, die wol bemerkt und wenn sie etwa nicht in den Plan passen, durch Zwang gehemmt, aber nie beherrscht werden können. Damit ist schon die Möglichkeit gegeben, dass der Zögling nach einer Richtung sich gegen den Plan entwickelt. Dann fragt es sich weiter, ob jener unter der Zucht der Eltern gehaltene Mensch zur Zeit, wo man ihn für reif hält, aus der Zucht zu treten, auch in der That reif sei, sich weiter selbst zu zügeln? ob ihm dazu nicht der wirksamste Helfer — die Entschiedenheit des Wollens — mangle, die bei längerem Verweilen im Vaterhaus, je sorglicher dort die Lei-

tung war, häufig desto schwerer zum Durchbruch kommt. Man kann ein warmer Freund der Autorität in der Erziehung sein und dennoch erkennen, dass sie in gewissen Stadien der Charakterbildung eher hemmend als fördernd wirke.

Aber lange bevor der Zögling zur Selbsterziehung reif ist, erfährt die geplante Zucht schon eine Modification durch die Schule.

Ich muss hier vorweg einer Misdeutung begegnen.

Nicht nur historisch, sondern auch, wenn man die mögliche Wirkung der Lehre auf die Geistesentwickelung des Individuums ins Auge fasst, ist die Schule nur ein Notbehelf für den Einzelunterricht, aber ein aus unseren socialen Verhältnissen herausgewachsener, ein durch die zwingende Macht dieser Verhältnisse bedingter, eingewurzelter und von der humanen Rücksicht so reich bedachter Notbehelf, dass er heute dem Einzelunterricht an Erfolg die Wage hält, in einzelnem diesen sogar überflügelt. Ja ich gehe noch weiter. Wie die Dinge heute liegen, gehört die Gegenwart zumeist der Schule, wird ihr die Zukunft ganz gehören, während der Einzelunterricht — die Nachhilfe in Ausnahmsfällen weggerechnet — gleich dem Kleingewerbe im Verkommen ist.

Aber darum liegt es derzeit doch im Wesen der Schule, dass sie der oben angedeuteten planmäfsigen Erziehung entgegenwirkt. Die Schule mag an Einrichtung, an Lehrmitteln und Lehrkräften das beste bieten, sie mag ihrem Zweck mit der bedächtigsten Rücksicht dienen, ihrer Aufgabe

in voller Vertiefung gerecht werden — die Eindrücke, die der Schüler aus dem Vaterhause mitbringt und die Form, in der er sie mitbringt, kennt sie nicht; sie muss sie erst, wenn ihr Zeit dazu bleibt, erforschen. Die Art des Denkens, in die er sich bisher hineingelebt, frommt ihr nicht; sie muss nach ihrem Sinne geregelt werden. Die freie Bewegung, in welcher er sich zu Hause freudig als ein wenn auch nur kleines Ganzes gefühlt hat, gestattet sie nicht; er muss zum fügsamen Theil eines gröfseren Ganzen werden, welches die Gesammtheit der Schüler ist.

Die Eltern würden Unmögliches begehren, wenn der Schulmann — und er sei der beste — in der Wirkung auf das Kind sich ihrem Wunsch anbequemen sollte. Denn mit der reinsten Absicht kann der Massenpädagog dem Individuum nicht gerecht werden oder nur so weit gerecht werden, als die Masse nicht darunter leidet.

Alles in allem sehen wir die planmäfsige Erziehung durch die Schule bedeutend modificiert werden. Die Eltern können die Schule unterstützen, deren Aufgabe erleichtern oder erschweren — und es ist nur ihres Kindes Vortheil, wenn sie das erstere thun; aber beherrschen können sie dieselbe nicht. Vielmehr werden sie von ihr beherrscht, indem sie sich derselben um ihres Kindes willen in Denkweise und Disciplin anbequemen. Die Eltern sind hier in einer ähnlichen Lage, wie die Gemeinde und der Staat. Die erstere fühlt das Bedürfnis der Schulen und activiert sie; der letztere fühlt ihren Wert und hegt sie, und

beide beeinflussen sie, soweit es in ihrer Macht liegt. Aber beherrscht wird die Schule weder von der Gemeinde noch vom Staate.

Beherrscht wird die Schule einzig von dem Geiste, der in ihr weht und aus ihr strömt, und dieser Geist ist das Facit aller an der Schule wirkenden Kräfte — der Lehrer als pädagogischer Individualitäten, des Verhältnisses derselben unter sich, ihrer Wechselwirkung auf die Schüler und der Geistesarbeit der Schüler. Wie mächtig dieser Geist ist und wie nachhaltig, sehen wir an unseren Kindern noch weit über die Schule hinaus.

Greift nun schon die Schule verändernd und nahezu umgestaltend in den Erziehungsplan, um wie viel mehr das Leben mit seinen tausend und tausend Anregungen, die aus dem geselligen Verkehr, dem gewohnten Umgang, dem Interesse an privater und öffentlicher Bethätigung fliefsen und die in ihrer Wirkung wieder vielleicht bemerkt, aber wieder nicht beherrscht werden können.

Vergleiche doch, wer alt und besonnen genug ist, die heutige Jugend im allgemeinen mit jener vor dreifsig oder auch nur vor zwanzig Jahren nach Freiheit der Bewegung, die sie hat und sich herausnimmt, nach der Entschiedenheit und Schnellfertigkeit des Urtheils, das sie ausspricht, nach dem Ausdruck des Lebensgenusses, der sich an ihr kundgibt — und er wird und muss zu dem Schlusse kommen: entweder ist der heutige Knabe von vierzehn Jahren um sechs Jahre zu alt, oder war damals der Jüngling von zwanzig Jahren um sechs Jahre zu jung. So zwingend haben seither

die Erziehungsfactoren, die neben der Schule wirken, die geistige Pubertät zur Entfaltung getrieben, während — leider! möchte ich im Interesse harmonischer Wechselwirkung sagen — die physische Pubertät noch immer die naturgesetzliche Zeit einhielt.

Unbeschadet aller Consequenzen, die daraus gezogen werden wollen, wird man die Thatsache gelten lassen, dass unsere Jugend heute im Durchschnitte früher reif wird und dass die Verhältnisse, wie sie aus der Familie, Schule und geistigen Bewegung fliefsen, ja auch die Verhältnisse des öffentlichen Lebens darnach angethan sind, die Jugend früher reif zu machen.

Unverkennbar drängt alles vorwärts. Mit fieberhafter Ungeduld will man Früchte haben, wo Triebkraft, Klima, Bodenbeschaffenheit kaum die Blüten anzeigen, und es bei diesen noch fraglich ist, ob sie nicht taub sein werden.

Gemüt und Seelenadel, Begeisterung für das Edle sind nahezu verlegene Artikel, Nutzen dagegen und Nützlichkeit Fragen erster Ordnung geworden. Um ihretwillen zunächst nimmt man das Denken der Jugend in bessere Kost und in strengere Zucht, während ihr Fühlen und Wollen dahinter bleibt. Da aber auch dieses nicht ohne Nahrung sein kann, so sucht die Jugend sie nur zu leicht auf dem Markt des Lebens, wo nicht ausgewälte Früchte allein zu haben sind.

Wie zwingend die Verhältnisse zur Frühreife drängen, bemerken wir am besten an der Stellung der Tagespresse zu unserer Jugend.

des Oceans, das man in Verfolgung von practischen Interessen häufig als Muster nennt, hat sie sogar schon Früchte getragen.

Unter den wunderlichen Erscheinungen, die dem conservativen Blick des Europäers auf dem Boden der Vereinigten Staaten begegnen, ist die freie Bewegung halbgewachsener Jünglinge und Mädchen eine der wunderlichsten. Sie befremdet aber nur, so lange der Fremde das amerikanische Leben blos an der Oberfläche sieht; sie fesselt ihn, sobald er nach ihren tieferen Gründen forscht, und sie nimmt am Ende seine regste Theilnahme in Anspruch. Der Beobachter kommt zur Ueberzeugung, dass der Amerikaner die frühere Reife seiner Kinder im Erziehungsprogramm habe.

Viel früher als bei uns und mit einer staunenswerten Unbesorgtheit tritt dort der Vater bei seinem Sohn, die Mutter bei ihrer Tochter in das Verhältnis eines wohlwollenden Freundes, der fürder zwar wünschen, raten und warnen, aber nicht gebieten, noch zwingen will, der die Freithätigkeit des Kindes in keiner Weise beirrt, sich aber auch nicht durch sie beirren lässt. Er steht der Weise, wie sein aus der Hausdisciplin entlassenes Kind die Freiheit gebraucht, wie es sich in der Welt zurechtfindet, seinen Weg bahnt oder verlegt, als objectiver Zuschauer gegenüber, höchstens mit jenem Mehr von Theilnahme, das aus dem Familienleben fliefst.

Dieser factisch früheren Emancipation des Kindes gegenüber constatieren aber alle mit den dortigen Zuständen Vertraute, dass das ameri-

kanische Familienleben, also das Leben im Hause, während die Kinder demselben angehören, an Innigkeit, sittlichem Ernst und sorglicher Pflege dessen, was den Charakter bilden und gegen die Fährlichkeit des Lebens rüsten kann, seines Gleichen suche.

So sonderbar es klingt, wenn man die dem Amerikaner eigene Hochhaltung äufserer Güter, seine fieberhafte Jagd nach Erwerb und Gewinn erwägt — in seinem Hause und vor seinen Kindern löset er sich völlig von der äufsern Welt ab und lebt in einer selbstgeschaffenen innern. Durch die Kinder, deren Wert für die Zukunft er wol berechnet, ist ihm sein Haus ein Heiligtum innerer Entfaltung, das nie entweiht werden darf. Durch die Kinder, auf welche die Gattin gleichberechtigt und intensiv einwirkt, ist ihm diese ein Gegenstand der Verehrung, beinahe der Ehrfurcht, wie wir sie in Europa noch lange nicht gelernt haben.

Und was das seltsamste für den Fremden ist: derselbe Mann, der auf dem Markt des Lebens der Gelegenheit und Neigung folgt, die Schärfe des Verstandes für seinen Vortheil einzusetzen, d. h. die Menschen als Mittel zum Zweck zu gebrauchen, setzt in der Familie mit rigoroser Consequenz den Menschen als Selbstzweck. Nicht die Kinderzucht allein, das ganze Hauswesen ruht auf sittlicher Grundlage, die wir, wenn für Ernst und Würde, tief inniges Gefühl und leuchtenden Frohsinn in ihrer harmonischen Durchdringung ein Wort gesetzt werden soll, eine religiöse nennen können.

In der That behauptet der scharfsinnige Beobachter, dem ich diese Notiz verdanke, dass dies nicht figürlich, sondern buchstäblich zu nehmen sei. Der Amerikaner, welchem religiösen Bekenntnisse er angehören mag, hege in seiner Kinderstube grundsätzlich und mit ernster Vertiefung Gottesfurcht und Gottvertrauen, lege den höchsten Wert darauf, dass Eltern ihren Kindern als Stellvertreter Gottes gelten und gehe von der Ueberzeugung aus, dass, wer in seiner Jugend die Gottheit nicht habe fühlen gelernt, im Sturm des Lebens der stärksten Stütze entbehre.

Wie dem auch sei, eines scheint aus diesen Andeutungen hervorzugehen: der kluge Amerikaner weifs, dass er die spätern Einflüsse auf seine Kinder — die des öffentlichen Lebens —, nicht beherrschen kann, er versichert sich demnach der früheren — im Elternhause — und lenkt diese nicht nur mit dem möglichen Aufwand von Erziehmitteln, um auf die Selbständigkeit vorzubereiten, sondern auch mit der nötigen Vorsicht, um gegen die Gefahren der Selbständigkeit zu schützen.

Ist es aber so, so werden wir kaum anstehen, diese Erziehungspolitik eine gesunde zu nennen, auch auf die Gefahr hin, dass sie nur Politik, d. i. Ausfluss der Klugheit und nicht zugleich Ueberzeugungstreue von der Heiligkeit der Erziehung wäre.

Die Anwendung auf unsere Zustände liegt nahe. Lassen sich die Strömungen des öffentlichen Lebens mit all den unreinen Stoffen, die sie mitführen, von unsern Kindern nicht fern halten, ehe diese zur Reife gelangen, dann muss die Er-

ziehung die kürzere Frist, die ihr gegeben ist, um so ernster in Anspruch nehmen und um so strenger einhalten; dann muss sie sich der Thatsache um so klarer bewust werden, dass sie es zuvörderst mit jenem Alter und jenen Phasen der Entwicklung zu thun hat, wo die Empfänglichkeit am regsten, die Auffassung am leichtesten und die Wirkung psychisch verarbeiteter Eindrücke am nachhaltigsten ist.

Jeder forsche an sich, ob nicht, was in jenem Alter bei ihm angelegt war, fürs ganze Leben festhielt, und was nicht angelegt war, die spätere Mühe schlecht gelohnt hat. Und wenn es noch ein Bedenken gäbe, dass bis zum vierzehnten Lebensjahre die Grundfesten des Charakters herstellbar seien, um gegen Erschütterungen Widerstandskraft zu haben, so blicke man nach den Gerichtshöfen, wo diese Thatsache täglich, wenn auch nicht zu unserer Erbauung zu Tage tritt. Der vierzehnjährige Gauner braucht zu seiner Vervollkommnung nichts weiter, als die Gelegenheit, seine Gaunerei fortzuüben; die Grundfesten seines Charakters sind fertig und so fest, dass unter zehn *fälligen* kaum einer mehr von der Bahn abgebracht wird. Was nun von der falschen und schlimmen Richtung gilt, warum sollte es von der wahren und guten nicht gelten?

Denken wir uns ein Elternpar etwa im Anblicke ihres Kindes versunken, das, ein Jahr alt, von vollkommen normalem Bau vor ihnen liegt in der Fülle der Gesundheit und mit den Händchen und Füfschen in der Luft ficht, während ein süfser

Zug des Wohlseins um seine Lippen spielt und die Augen leuchtend an den Beschauenden haften, als wollten sie sagen: An euch liegts! — Sie mögen doch, während sie ihrem Liebling ins Auge blicken, sich selber fragen, ob ihm nicht in der Frist von dreizehn wohlgenützten Jahren jene Richtung kann gegeben werden, welche die Freude, die sie jetzt an ihm haben, stätig lohnt? Freilich nur mit Liebe, die besonnen ist, nur mit Geduld, die wieder besonnen ist, und nur mit dem ernsten Aufgebot all jener Kräfte, die eben aus dem Menschenklotz den Menschen modeln. Aber möglich ist es. Der Zweifler möge Rückschau halten in seiner eigenen Jugend und sich erinnern, was er in jener Entwicklungszeit physisch und geistig zu tragen hatte und trug, und möge damit vergleichen, was man unseren Kindern in derselben Entwicklungszeit heute zu tragen ansinnt und sie wieder tragen. Freilich ist ein Unterschied in der Traglast des Kindes. Das Gewicht harmonischer Entwicklung seiner Kräfte trägt es leicht zu jeder Zeit; nur das Gewicht der einen Last auf Kosten der andern drückt es nieder.

Wie gesagt: Möglich ists! nur frisch daran und ausgeharret; das Kind wird am wenigsten dem guten Ausgange hinderlich sein!

Wenn ich mich offen als Parteigänger für die Jugend bekenne, so ist diese Parteinahme — wo es sich um deren Entwicklung bis zum vierzehnten Lebensjahre handelt, nicht ganz unbefangen. Je düsterer ich die Verhältnisse des Kindes sich gestalten sehe, desto mehr reizt mich die Opposition

gegen die Elemente, die das Kind drücken. Schon die Passivität, mit welcher der kleine Bürger in die Welt tritt und neben der Mutter, die sein alles sein soll, nachgerade die nervöse Liebe der Amme und Kindsfrau, der Tanten und Verwandten an sich wirken lässt, erweckt das Mitgefühl. Dieses wird inniger, wenn man sieht, wie viel keimende Leben in den ersten Jahren der Würgengel knickt, wie viel an böser Luft und widriger Nahrung, an verkehrter Liebe und unverstandener Pflege das Kind überwinden muss, ehe es sich sagen kann: Ich darf leben! Das Mitgefühl wird aber zur völligen Herzenssache, sobald man das Wesen des Kindes zum Gegenstand des Studiums macht, dem Gange seines leiblichen und geistigen Wachsens mit achtsamer Seele lauscht, den reinen Ausdruck seines Innern von den pädagogischen Wolken und Nebeln ablöst, die ihn allmählich zu verdunkeln und endlich zu ersäufen drohen, und schliefslich zu dem Geständnis kommt: es stünde besser um die Erziehung, wenn jeder, anstatt den eigenen Mafsstab an das Kind, den Mafsstab des Kindes an sich legte; wenn er sich vor jedem Eingriff in die Natur des Kindes hütete, dagegen dieser Natur das Recht warte, seinen Einfluss auf das Kind zu regeln.

Eine besondere Fügung des Schicksals brachte mich, als ich selbst noch ein halbgewachsener und ebenso halb erzogener Mensch war, mit Kindern zwischen dem fünften und zehnten Jahre in nähere und innigere Berührung. Die Eltern trauten mir zu, dass ich günstig auf die Kinder

dieses Vertrauen, durch die Gewissheit für ihn, nicht als notwendiges Uebel, sondern als Freund des Hauses zu gelten, seine Willenskraft aufs höchste gespannt wurde, so bedarf es nicht der Unbescheidenheit, zu sagen, dass die Erfolge nicht die ungünstigsten waren. Aber unbescheiden und schlimmer noch als das wäre es, wenn ich den Kindern ihren gerechten Antheil daran verkümmern wollte.

Sie waren es, die mir den Weg zu den verborgenen Tiefen zeigten, wo die Empfänglichkeit für gewünschte Eindrücke haftet und die geistige Anregung Wurzeln schlägt. Sie waren es, die mich auf einen bessern Weg führten, wenn ich auf einem schlechtern an sie herantrat; die mir nach hundert Fehlgriffen immer wieder die Wahrheit vorhielten, dass der kleine Mensch vorerst die Welt im Ganzen — nicht in Stücken — schauen will und dass das Herumführen in dieser ihn erfrischt, das Vertiefen in ihre Einzelheiten ihn ermüdet. Sie waren es endlich durch den Einblick in ihr unverfälschtes Wesen, die meine Sinne trotz Müh' und Arbeit frisch erhielten, meine Ungeduld zügelten, meine Hoffnungen von falscher Fährte auf die rechte lenkten, und je tiefer ich mich in ihre kleine Welt versenkte, mir desto eindringlicher die Wahrheit predigten: sie seien das ewig frische Element, welches die grofse Welt erneuert und das Leben verschönt, wenn nur die recht wollen, die nicht mehr Kinder sind.





Die Sorge um verwarloste Kinder.

(1865.)

An Frau Elise Doebler.

Soeben komme ich vom Sonnenberg und bin voll des Eindrucks, den die schweizerische Rettungsanstalt für verwarloste Knaben auf mich gemacht hat. Wem könnte ich diesen Eindruck lieber schildern als Ihnen, verehrte Freundin, die Sie, wie wenig Frauen, ein offenes Herz für das menschliche Elend und eine lindernde Hand haben — in rechter Weise. Ich gedenke der genussreichen Stunden, wo wir diesen Gegenstand mit einander besprachen und einstimmig in der Klage waren, wie viel da noch in meinem Vaterlande geschehen könnte, wenn die rechte Einsicht mit dem guten Willen Hand in Hand gienge.

Der Sonnenberg ist von Luzern in einer leichten Stunde erreicht. Er bildet einen langgestreckten Vorberg des Pilatus, mit einem schmucken Landhause auf seiner Höhe, das dem Wanderer willkommene Rast und eine ent-

zückende Rundschau bietet. Rechts die nahe emporstarrenden Wände des Pilatus, links in mäfsiger Entfernung der weltberühmte Rigi mit seinen Nachbarn; vorn in der Tiefe Luzern mit dem wundervollen See, im Mittelgrunde am Seerande hüben und drüben blinkende Ortschaften, im Hintergrunde die Schneeberge von Unterwalden und Uri. Auf der von Luzern abgewendeten Seite bildet der Sonnenberg eine breite Hochfläche, die sich in das Thal von Kriens absenkt. Sie ist durchweg mit wohlgepflegten Aeckern besetzt, an die sich im höheren Theile der Wald lehnt. Ich war am Ziele meiner Wanderung, nämlich mitten in der Colonie verwarloster Knaben, denen edle Wohlthätigkeit die Mittel bot, durch christliche Uebung von Arbeit gebessert zu werden.

Lassen Sie mich hier etwas weiter ausholen. Die Idee einer planmäfsigen Armenerziehung ist recht ursprünglich schweizerisch und fand in der Begeisterung des Zürichers Johann Heinrich Pestalozzi den ersten zündenden Ausdruck, als er in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts das Elend und die Verkommenheit der unteren Volksschichten und die Mängel der Schule schilderte und bessere Wege zu einer christlichen Volkserziehung wies. Die Ungunst der Zeit und seine eigene Unbeholfenheit hinderten damals den Fortschritt auf seiner Bahn. Ja er selbst wurde zum Theil durch seine Bewunderer allmählich aus der ursprünglichen Richtung seines Strebens hinausgedrängt und verfiel einem Methodismus, der am

wenigsten geeignet war, die von ihm ersehnte Frucht zu tragen. Das bezeugt seine Selbstanklage vor dem Tode, dass er sein Lebensziel verfehlt habe, indem ihm die Armenerziehungsanstalt nicht gelang, die der Welt von der Möglichkeit einer veredelnden Volksbildung thatsächlich hätte Zeugnis geben sollen.

Mit Pestalozzi starb sein Gedanke nicht. Im Gegentheil, er ward erst lebendig. Was kann aber dem Gedanken eines genialen Mannes schöneres widerfahren, als dass er wieder von einem genialen Manne aufgenommen wird, der reich, unabhängig, einsichtsvoll und von edlem Streben beseelt ist. Der Berner, Emanuel von Fellenberg, Gutsbesitzer zu Hofwyl, setzte die Idee seines unpractischen Freundes ins Werk, wozu die socialen Verhältnisse seines Heimatlandes den nächsten Anlass gaben. Eigentümliche Umstände hatten im Canton Bern schon von früherer Zeit her ein gefährliches Proletariat erzeugt. Neben den reichen Grofsbauern war ein bedenklicher Ueberschuss von Taglöhnern, gezwungenen Müfsiggängern und Bettlern grofsgewachsen, die, jede beharrliche, angestrengte Arbeit scheuend, hohen Anspruch auf Lohn und Genuss machten und die Bequemlichkeit ausbeuteten, auf Kosten anderer zu leben. Fellenberg erkannte die Gefahr, von welcher dadurch die staatliche Ordnung wie die allgemeine Sittlichkeit bedroht sei, und strebte darnach, der Armut der besitzlosen Volksclasse einen Damm entgegenzustellen. Die Einsicht bei der Bewirtschaftung seines grofsen Besitztums leitete ihn. Er

errichtete zu Hofwyl eine landwirtschaftliche Industrieschule oder, wie er sie häufig nannte, eine Armenschule. Die kleinen Handarbeiten, die sich an jeden gröfsern Gutsbetrieb anknüpfen, sollten in Verbindung mit dem nötigen Schulunterrichte und einem die Familie ersetzenden Hausleben als Mittel benutzt werden, die Kinder der Taglöhner und Bettler oder Vagabunden von der frühesten Zeit an regelmäfsige, geordnete und verständige Thätigkeit zu gewöhnen und dadurch vor der erblichen Armut und Lasterhaftigkeit zu bewaren. Bei der Ausführung dieser Idee war Fellenberg durch eine besondere Fügung begünstigt, indem er Wehrli zum Lehrer für die Armenschule erhielt. Auch die materiellen Mittel und der Ernst des Wollens hätten nicht ausgereicht ohne die hingebende Liebe, die Wehrli der Sache zuwendete und ohne die echt christliche Demut, die ihn um der Sache willen das schwerste tragen liefs. Fellenbergs Armenschule wurde bald ein Gegenstand der Bewunderung von nah und fern, zu der sich in der nächsten Nähe auch Anfeindung gesellte, nicht ohne wohlthätigen Rückschlag auf den Gründer, dessen Ehrgeiz um so eifriger nach dem thatsächlichen Erfolge zielte.

Mit der Schöpfung Fellenbergs hat der Gedanke, der Armut und Verwarlosung durch Erziehung zur Arbeit aufzuhelfen, den ersten practischen Beleg erhalten. Es darf demnach nicht wundern, dass die Hofwyler Armenschule Nachahmung fand in und aufser der Schweiz. Deutschland in den meisten seiner Staaten, Frankreich,

Belgien und Holland, Russland und Amerika haben sie im grofsen und kleinen nachgebildet nach ihrer Weise; in der Schweiz zälte man im Jahre 1850 schon über vierzig derartige Anstalten. Und es spricht nichts so sehr für den practischen Wert der Idee, als dass sie nach Verhältnis der Zeit und der Oertlichkeiten in der Anwendung die manigfachsten Modificationen zulässt. Auch in Oesterreich wurde die Idee mit ungewöhnlicher Wärme aufgegriffen und, wie ich Ihnen später erzälen will, bis hart zum Beginn der Ausführung verfolgt. Das war im Jahre 1816. Die Ausführung lässt noch heute auf sich warten.

Die Rettungsanstalt auf dem Sonnenberg ist eine der jüngsten dieser Art und besonders darum interessant, weil sie für verwarloste Knaben aus allen Cantonen gegründet ist. Sie hat sich zunächst nach dem Muster der seit 1839 auf dem Berge Bächtelen bei Bern bestehenden constituiert, welche Knaben reformierter Confession aller Cantone aufnimmt, während auf dem Sonnenberge ausschliefslich Katholiken aufgenommen werden. Ob diese Scheidung der Confessionen aus pädagogischen Rücksichten hervorgieng, weifs ich nicht; dass sie aber dem Zweck der Erziehung Verwarloster entspricht, ist meine innigste Ueberzeugung. Uebrigens steuern beide Confessionen zur Erhaltung wie der einen so der anderen Rettungsanstalt bei.

Fragt man in der Schweiz, wer dies und das Gute angeregt oder das angeregte Gute ins Werk gesetzt habe, in zehn Fällen erhält man neun Mal

die Antwort: „die gemeinnützige Gesellschaft“. In der That sind von diesem Verein vaterländischer Männer die gröfsten und wohlthätigsten Unternehmungen der letzten fünfzig Jahre angeregt, durch ihren Einfluss Armen- und Schulwesen wesentlich gefördert, Gewerbfleifs und Industrie gehoben und in fruchtbringende Bahnen geleitet worden. Von sechs Männern in Zürich wurde die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft 1799 gegründet, im Gefühl der Sorge um die Selbständigkeit des Heimatlandes 1810 neu constituiert und im Verlaufe der Zeit durch das unabweisliche Bedürfnis des Zusammenwirkens gekräftigt. Die edelsten Männer, deren Name zum Theil weit über die Schweiz hinausreicht, gehörten ihr an, und was an vaterländischen gemeinnützigen Ideen in der Gesammtschweiz oder in den einzelnen Cantonen verwirklicht wurde, lässt sich beinahe durchweg auf Anregungen aus dem Schofse der Gesellschaft zurückleiten. Heute zält sie über tausend Männer aller Stände und Glaubensbekenntnisse, die beharrlich und unverdrossen für die Kräftigung des Volkslebens zusammenwirken.

Ich errate Ihre Gedanken, verehrte Freundin, während Sie dies lesen. Lassen Sie nur Zeit. Association ist ein gewaltiger Hebel für das Gute und Edle; aber sie muss von der Intelligenz — ich verstehe darunter die Einsicht in die Verhältnisse — nicht blos geleitet, auch getragen werden. Die Masse dieser Intelligenz ist bei uns in grofsen Kreisen klein, in der Schweiz in kleinen Kreisen grofs. Das ist vor der Hand der Unterschied.

Auch bei uns werden die Kinderjahre in der Association vorübergehen und der Unterschied wird schwinden.

Die Rettungsanstalt auf dem Sonnenberg dankt ihr Entstehen eben dieser „gemeinnützigen Gesellschaft“. In der Versammlung zu Luzern 1855 wurde sie durch die katholischen Pfarrer Bossard und Ronka angeregt, in der zu Bern 1856 ihre Gründung beschlossen, nachdem in Folge eines Aufrufs an die Schweizer über dreifsigtausend Francs an milden Beiträgen eingegangen waren. Im Jahre 1857 wurde der zur Leitung der Anstalt geeignete Mann gewält und vorerst zur Orientierung in seinem Berufe auf ein Jahr in die Bächtelen, sodann zur Besichtigung ähnlicher Anstalten nach Deutschland, den Niederlanden und Frankreich gesandt, während die Beitragssammlungen zur Gründung der Anstalt ihren Fortgang nahmen und das Gründungscomité den Ankauf eines geeigneten Wirtschaftshofes besorgte, der die Anstalt aufnehmen sollte. Im October 1859 endlich wurde sie eröffnet.

Sie sehen, gut Ding braucht Weile, und die Schweizer lassen sich Zeit; sie erwägen viel und bauen langsam. Sie haben aber auch, wenn etwas einmal fertig ist, nur nachzusehen und zu bessern, nicht wieder zu stürzen und zu wenden. Es scheint mir, dass es in ähnlichen Fällen bei uns anders sei, und ich ärgere mich oft über die Lebhaftigkeit, die das Wollen zum Vollbringen treibt, vielleicht ein liebenswürdiger Fehler, aber darum doch ein Fehler.

Zur Schilderung des Sonnenbergs müssen Sie sich einen Theil seiner Geschichte gefallen lassen. Man begreift leichter, wie etwas ist, wenn man weiſs, wie es geworden ist.

Mit Ende 1858 waren die Anstalten zur Eröffnung des Rettungshauses bis auf einen Punkt getroffen. Scheune und Ackerland des angekauften Wirtschaftshofes standen zur Verfügung, der Hof selbst noch nicht. Es musste daher auf dem nächstgelegenen Gute eine verfügbare kleine Wohnung gemietet werden, um den Leiter der Anstalt und die angemeldeten Zöglinge aufzunehmen.

Am 3. Januar 1859 bezog Herr Eduard Bachmann aus Winikon, Canton Luzern, die neue Heimat, der erwählte Vater der Verwarlosten, die hier Rettung finden sollten. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie angenehm ich mich von dieser Persönlichkeit berührt fühlte, als ich sie mitten in der Berufsthätigkeit wirken sah: klarer Verstand und Gemüthlichkeit, entschiedenes Wollen und kindliche Herzenseinfalt vereinigen sich in dem jungen Manne, um ihn zu einer schweren Aufgabe zu rüsten. Seine wissenschaftliche Bildung reicht nicht weit, wenn auch weiter, als seine Bescheidenheit zugestehen will. Aber sie geht tief und beherrscht den Kreis, in welchem er steht und wirkt. Wie wohl es thut, mit einem schlichten Manne von edler Bildung zu verkehren! So ist Bachmann.

Später rückte die Magd in das neue Hauswesen ein, und als das Nötige vorbereitet war, der erste, zwei Tage nachher der zweite Zögling, zu

denen im Laufe des Sommers noch fünf kamen. Die Anstalt hat es in der Folge für notwendig erachtet, die Zöglinge in Familien zu theilen, d. i. je zwölf unter einem besonderen Lehrer in einem besonderen Hause unterzubringen, so dass die Arbeiten und die pädagogische Einwirkung in jeder Familie gesondert sind, während der Schulunterricht und die Freistunden gemeinschaftlich genossen werden.

Zur Aushilfe in der Landwirtschaft hatte man zwei Knechte bestellt. Dass die angemeldeten Kinder nicht auf einmal, sondern in Zwischenräumen aufgenommen wurden, fliefst aus der Natur der Sache und muss von jedem gebilligt werden, der das Wesen einer Rettungsanstalt und die Schwierigkeit erwägt, einen verwarlosten Knaben in ein ordentliches Geleise zu bringen, und wie nachher eben die zuerst aufgenommenen neben dem Erzieher auf die nach ihnen eintretenden einen ganz entschiedenen Einfluss üben.

Der 26. October 1859, an welchem die Anstalt ihren provisorischen Sitz verliefs und ihr eigenes Haus bezog, war für alle Theilnehmer ein erhebender Festtag. Fromme Lieder singend zog die kleine Colonie im Geleite guter Menschen, die von nah und fern zu diesem Samariterfeiertag herbeigepilgert waren — unter ihnen Abgeordnete der Regierung und des Stadtrathes von Luzern — in ihre Wohnstätte ein. „Der Herr segne deinen Eingang und deinen Ausgang", lautet die Inschrift über der Hausthüre. Es fügte sich schön und bedeutungsvoll, dass während der Begrüfsungsrede

gerade der neuest aufgenommene, siebente Zögling hereintrat und, vom Redner erkannt, liebevoll in den Kreis eingeführt und dem Erzieher übergeben wurde mit den Worten: „Komm Kleiner; sieh, das sind von nun an deine Brüder und hier ist dein Vater". Und wie dem braunen borstenharigen Trotzkopf, der nach sicheren Angaben bisher ein wüstes Vagabundenleben geführt, die hellen Thränen über die Backen herabliefen, so wurde auch manches männliche Auge in diesem Moment vor Rührung feucht. Es fügte sich aber, wie mein Berichterstatter sagte, eben so bedeutungsvoll, dass ein Mitglied des Comités, ein katholischer Geistlicher, an der Eröffnungsfeier nicht theilnehmen konnte, weil er an demselben Tage einen Verurtheilten zum Hochgericht geleiten musste. Der junge Vagabund, dem Verbrecherleben entrissen, der Mörder, sein Verbrecherleben auf dem Schaffot endend, die Einweihung des Asyls, wo die Verworfenheit durch Liebe gebändigt und in ein Gott wohlgefälliges, der Menschheit nützliches Streben umgewandelt werden soll — wahrlich es macht den Eindruck, als hätte die Vorsehung diese drei Erscheinungen in einem Tage zusammengefügt, um recht eindringlich an die Wichtigkeit des Werkes zu mahnen, das seinen Beginn feierte.

Liegt schon in der Gewöhnung zur Arbeit an sich ein kräftiges Mittel, ausschreitende Triebe zu zügeln, so scheint wol keine Art von Arbeit dazu glücklicher gewält, als die an die Landwirtschaft geknüpfte. Hier ist kein fortwährendes

Einerlei, das Sinne und Nerven abspannt, sondern anregender Wechsel in der Beschäftigung. Der ganze Körper wird gleichmäfsig in Anspruch genommen und durch die Bewegung in freier Luft gestählt. Das gemeinsame Thun spornt den Wetteifer und nährt die gegenseitige Hilfeleistung. Der Nutzen der Arbeit liegt vor Augen und der Erfolg wächst so zu sagen unter den Händen des Arbeiters, seinen Fleifs und Eifer, seine Geduld und Ausdauer widerspiegelnd. Und was das wichtigste ist, der Erfolg der Arbeit ist nicht allein von diesen Umständen, sondern weit mehr von solchen bedingt, die der Arbeiter nicht zu beherrschen vermag. Wind und Wetter, Regen und Sonnenschein, Frost und Hitze in rechtem Mafse und zu rechter Zeit kann er sich nur wünschen, aber nicht geben; es kanns ihm auch keine Weltweisheit geben, sondern nur der, in dessen Hand das Vollbringen ist. Es lässt sich kaum eine intensivere Pflege des Gottesglaubens und Gottvertrauens, eine wirksamere Uebung christlicher Liebe und Demut denken, als in der landwirtschaftlichen Arbeit an der Hand eines werkthätigen Christen; und es wird Ihnen begreiflich sein, wie die offene und unabweisliche Aufforderung zur Religiosität, die in dieser Arbeit liegt, mildernd und sittigend in die verwilderte Seele eines Verwarlosten greifen muss, zumal wenn er noch Kind ist.

Die Rettungsanstalt auf dem Sonnenberg gebraucht als Mittel zur Besserung in erster Reihe landwirtschaftliche Arbeit, in zweiter Reihe Schulunterricht, gesteht aber diesen Mitteln nur unter

der Voraussetzung einen Erfolg zu, dass sie von der werkthätigen Liebe unterstützt werden.

Darin, verehrte Freundin, nämlich in dieser werkthätigen Liebe liegt allerdings der Schwerpunkt aller Sorge um die Hebung des menschlichen Elends im grofsen und im kleinen. Aber sie ist heutzutage sehr selten. Die haben sie nicht, die dem Armen schon damit, dass sie ihm Almosen reichen, aufzuhelfen meinen. Die werkthätige Liebe gibt sich den Armen hin, darbt mit ihnen, erträgt ihre Schwächen und bändigt ihre Lüste, um sie dem Elend zu entwinden. Arm sein ist keine Schande; und elend sein, d. h. ohne Gott und Gewissen, ohne Fähigkeit, sich ehrbar zu helfen und der Gesellschaft zu nützen, ist kein notwendiges Aggregat der Armut. Aber das Elend an der Armut, das ist eine Schmach, die in der Regel weniger von jenen verschuldet wird, die es sind, als von solchen, die den Armen Almosen und Arbeit geben ohne werkthätige Liebe.

Begleiten Sie mich nun zu dem Tagwerk der Knaben auf dem Sonnenberg.

Im Sommer ist Arbeit in Feld und Garten die Hauptbeschäftigung. Die Zöglinge müssen überall und bei allem mithelfen. Sie arbeiten morgens von 7 bis 11 Uhr, nachmittags von 1 bis 5 Uhr, bei strenger Arbeit bis 6 Uhr. Auch im Sommer wird Schule gehalten, jeden Morgen eine halbe Stunde Religionsunterricht, jeden Abend Belehrung über das, was den Tag über gemacht wurde, wie angepflanzt, warum das und jenes vorgenommen wurde. Es werden Pflanzen be-

schrieben, Werkzeuge erörtert, Boden und Wetter besprochen, landwirtschaftliche Berechnungen angestellt, überhaupt Dinge gelehrt, die zu dem Tagwerke in unmittelbarer Beziehung stehen.

Um 5 Uhr morgens stehen die Zöglinge auf, besorgen ihre Betten und waschen sich, dann folgt das gemeinschaftliche Morgengebet und Religionsunterricht. Um 6 Uhr Frühstückkaffee, geröstete Erdäpfel und Brod, dann das Reinigen der Stuben und Geschirre. Um 7 Uhr gehts an die Arbeit, die vormittag nur einige Minuten unterbrochen wird, um ein Stück Brod und einen Trunk Wasser zu nehmen. Bei strenger Arbeit erhält jeder Zögling zum Brod etwas Most. Um 11 Uhr Rast und um $^1/_2$12 Mittagessen mit Gebet vor und nach. Das Essen besteht aus Suppe und Erdäpfeln oder Reis oder Mehlspeisen oder Obstschnitten, an Sonntagen Fleisch. Es ist dies die landesübliche Kost in Luzerner Bauernhöfen. Der Lehrer isst mit den Knaben, sowie er mit ihnen arbeitet. Nach dem Essen eine Stunde frei. Während der Nachmittagsarbeit erhalten die Knaben Kaffee. Nach der Arbeit ist bis 7 Uhr Schule, dann bis zum Nachtessen ($^1/_2$8 Uhr) frei. Die Abendkost besteht in Suppe oder geschwellten Erdäpfeln mit Milch. Um $^1/_2$9 Uhr erfolgt die Abendandacht und man geht zu Bette.

Im Winter ist die Schule Hauptbeschäftigung und füllt fünf bis sechs Stunden des Tages. Sie umfasst die gewöhnlichen Fächer der Volksschule, muss aber, weil der Standpunkt der Schüler ein sehr verschiedener ist und bei den meisten ein sehr

niedriger ist, ganz unten anfangen. Die übrigen Stunden des Wintertags sind mit Hausarbeiten angefüllt, wie sie das Bedürfnis herbeiführt, Holzmachen, Kleider flicken u. s. w. Eine bei den Knaben sehr beliebte Zwischenbeschäftigung in freien Stunden, an Feiertagen oder an Sonntagen, wenn man nicht wie gewohnt ins Freie kann, bildet das Zeichnen, und zwar nach Vorlagen wie nach dem Runden.

Wiewol der Wirtschaftshof, den die Anstalt besorgt und von dessen Erträgnis sie zehren soll, sechzig (Schweizer) Joch Acker und Wiesen mit gutem Mittelboden und sechs Joch meist schönen Waldes enthält, und die Bearbeitung, wie es sich bei dem Zwecke der Anstalt denken lässt, mit aller Sorgfalt und mit der genauesten Benützung der vorhandenen Kräfte geschieht, so blieb die junge Anstalt doch nicht von empfindlichen Schlägen verschont. Im Sommer 1859 vernichteten die Engerlinge den halben Heuertrag und die ganze Kartoffelernte, ungeachtet die Knaben während des Kartoffellegens alle Mühe verwandten der bösen Gäste los zu werden. Im Jahre darauf verdarben die Kartoffeln und das Gemüse wieder durch nasse Witterung, ein Wolkenbruch schwemmte Dünger und Erde weg und führte Geröll über die Aecker. Am 9. Juni 1861 vernichtete der Hagel nicht nur die reifende Saat, sondern schädigte auch die Obstbäume, dass sie für mehrere Jahre tragunfähig wurden.

Das sind Zwischenfälle, die bei der Landwirtschaft nie vorhergesehen werden können;

allerdings traurig in ihrer Wirkung und eine harte Probe für den Muth und die Ausdauer bei der Arbeit. Aber der erziehende Landwirt sucht und findet in ihnen Elemente zur Bildung des Herzens, Anregungen, die den Keim des Guten ebenso kräftig wecken, wie der Hagel die Frucht der Arbeit kräftig niederschlug. Zu der verwilderten Seele spricht der zürnende Gott deutlicher als der segnende, und in der Entwickelung der Völker ist der Segen Gottes erst durch flammende Gewitter klar geworden.

Ich betone noch einmal, dass die Landwirtschaft auf dem Sonnenberg, so hoch man sie anschlage, doch nur als Mittel zur sittlichen Erziehung dient; und ein braver, brauchbarer, christlich gesinnter Mensch wird sich kaum der Erinnerung entschlagen können, durch Hagelschläge im Leben zur Einkehr in sich selbst gebracht, gehoben und geläutert worden zu sein.

Lassen Sie uns nun die Zöglinge näher betrachten, die dem Sonnenberg von nah und fern zugeführt werden, damit Sie die Aufgabe des Mannes ermessen, der ihnen zum Leiter bestellt ist. Ich entnehme die einzelnen Bilder den genauen Aufzeichnungen Bachmanns, die er mir freundlich mitgetheilt hat. Die Namen sind entbehrlich.

A. B., eilfjährig, ein schmächtiges Bübchen, dessen die Eltern nicht Meister wurden und der daheim das ganze Haus regierte, eigensinnig, zänkisch, lügnerisch. Er kam mit guten geistigen Anlagen und genügenden Schulkenntnissen in die

Anstalt, zeigte entschiedenen Lerntrieb, ausgeprägten Ehrgeiz, aber auch ein hochfahrendes Benehmen, grofse Heftigkeit, unbändigen Jähzorn. Die Energie des Willens, einmal gefasste Beschlüsse durchzuführen, bot die Anhaltspunkte zur Behandlung dieser schwierigen Natur. Noch vermag er seinen Jähzorn nicht immer zu beherrschen, doch sind die Fälle seltener. Mit Freude und Erfolg wendet er sich geistiger Beschäftigung zu. Er hofft einst Lehrer zu werden. Wir hegen gute Hoffnung für ihn.

C. D., zwölf Jahre alt, unehelich geboren, in Armut und schlechter Umgebung als Wildling aufgewachsen, ohne alle Schulkenntnisse, im Stelen geübt, unreinlich, faul, pfiffig. Er war ein sprechendes Beispiel, wie der Mensch durch seine Lebensverhältnisse verderbt werden kann. Denn mit seiner Entfernung aus der unreinen Atmosphäre begann das Gute, das in seiner Natur lag, sich zu entfesseln. Er zeigte sogleich ein empfängliches, weiches Gemüth und viel natürlichen Verstand. Sein kräftig gedrungener Körper, sein Fleifs und Eifer in der Landwirtschaft und seine grofse Anhänglichkeit an die Anstalt lassen hoffen, dass wir in ihm einen wackeren Bauernknecht heranziehen.

E. F., vierzehn Jahre alt, Sohn rechtschaffener, wohlhabender Eltern, hatte sich zu Hause vielfacher Diebereien und Betrügereien gegen die Seinen und Fremde schuldig gemacht, war lügenhaft, zänkisch, trotzköpfisch, verstockt, träge und arbeitsscheu, aus drei verschiedenen Schulen seiner Heimat ausgeschlossen und auch aus einem Privat-

institute entfernt. Des wohlgewachsenen Knaben welkes, schlaffes Aussehen, sein matter, unstät schweifender Blick und der gänzliche Mangel an Willenskraft führten den Erzieher auf die Spur des Uebels, das all diesem Verderben zu Grunde lag. Es war eines der entsetzlichsten Beispiele der Verheerung an Leib, Gemüth und Geist, das die Selbstschwächung anrichtet. So bot er einen der schwierigsten Fälle dar. Es währte länger, als bei irgend einem, bis die Erziehung nur einen spürbaren Einfluss auf ihn übte. Auf keiner Seite, an keinem Punkte seines Wesens schien eine Einwirkung möglich, und es verstrich eine lange Zeit ohne Hoffnung auf Erfolg. Endlich durch die nicht ablassende Liebe überwunden, erschloss sich sein Herz zu einem freien Selbstbekenntnisse; er wurde anhänglich, er fieng an, gegen sich selbst zu kämpfen und sich selbst zu beherrschen. Es sammeln sich allmählich die Kräfte des Körpers und Geistes. Er ist jetzt in einem ziemlich befriedigenden Zustande, aber noch immer schwankend und unbeständig. Ob die Schäden seiner Jugend je ganz ausheilen werden, wagen wir nicht zu entscheiden.

Mit geringen Modificationen gleicht sich die Vorgeschichte aller Zöglinge auf dem Sonnenberg; nur der Grad der Versunkenheit wechselt je nach dem Alter, in welchem der Knabe der Anstalt übergeben wurde. Die Wege, die man zur Besserung einschlug, die Hoffnungen, die man an einzelne Zeichen derselben knüpfte, die Wechselfälle, die nach rastloser Mühe hier einen Fortschritt, dort einen Rückfall nach sich zogen, alles

das gehört in den Bereich der interessantesten Studien des Pädagogen und kann schliefslich nur dessen Ueberzeugung kräftigen, dass das auf dem Sonnenberg verfolgte Princip der Rettung Verwarloster das richtige sei. Es fordert allerdings einen seltenen Grad von Hingebung und Selbstaufopferung, und es wird in dem Mafse weniger glänzend verwirklicht werden, als diese Eigenschaften eine eigentümliche Bildung und Charakterrichtung voraussetzen, die in unserer Zeit mit der Laterne gesucht werden muss, und als die Einzelkraft im Riesenkampfe mit anerzogenen Lastern müde wird. Aber von zehn verlornen Seelen auch nur eine gerettet zu haben, ist ein Verdienst, das die Mühe der Arbeit reichlich lohnt.

Die Anstalt auf dem Sonnenberg kann mit ihrer bisherigen Leistung das Urtheil ungescheut herausfordern. Von fünfundzwanzig gleich schwierigen Fällen zält sie nur zwei, in denen ihre Einwirkung mislang. Die Umstände sind zu bezeichnend, als dass ich sie nicht anführen sollte. Ob sie zur Licht- oder Schattenseite meines Bildes gehören, überlasse ich Ihrer freundlichen Erwägung.

Unter den im Jahre 1859 aufgenommenen Knaben war ein zwölfjähriger Wildfang, der im Berichte Bachmanns mit nachstehenden Worten charakterisiert wird: höchst eigensinnig und trotzköpfisch, dabei widerwärtig faul; versteht sich in einem bei solcher Jugend wirklich seltenem Mafse auf Lüge, Verstellung, Heuchelei. Bei ihm gewart

man als Grund schlechten Handelns wirkliche Bosheit, und wo er sich gut zeigt, ist ihm nicht zu trauen. Er war vier Jahre lang im Armenhaus seiner Heimatgemeinde, entlief von dort in einen anderen Canton und blieb da, so lange es ihm gefiel. Dann vagabundierte er und stal dabei. Endlich wurde er bei einem Gärtner verdungen, spielte bei ihm einige Wochen lang den Frommen, und wurde aber wegen Faulheit und Ungehorsam wieder entlassen. Nach seiner Aufnahme auf dem Sonnenberg zeigt er viel heimtückische Widersetzlichkeit. Jetzt fügt er sich; aber man sieht deutlich, dass sein Gehorsam noch kein innerer ist, sondern nur Folge äufseren Zwanges. Ob ein Zug von Jugendlichkeit und Empfänglichkeit, den man bei allem Verderben noch warnehmen kann, endlich die Oberhand gewinnen werde, steht dahin. So weit der Bericht. Ein par Wochen später benützte der Knabe einen unbewachten Augenblick, um davonzugehen. Die Nachforschungen waren fruchtlos. Einige Stunden vorher hatte er auf die Berge deutend, zu einem Mitschüler gesagt: „Du, es wäre eigentlich doch noch schöner, dort auf der Alm zu sein, als hier so streng zu arbeiten“. Daraus vermutet man, er habe bei einem Senner, der ihm von seinen früheren Streifzügen bekannt war, Unterkunft gefunden.

Der zweite Fall hatte einen betrübenden Ausgang. Das Kind eines im Hauensteiner Tunnel Verunglückten war unter den ersten Zöglingen der Anstalt. Die Warnehmungen an dem zwölfjährigen Knaben berechtigten zu geringer Hoff-

nung. Ein ausgemachter Dieb, faul, schlau, trotzig und insbesondere voll Grimm gegen seine Mitschüler, wiewol man ihm heiteren Sinn und richtiges Denken nicht absprechen konnte. Die Besserung aber machte zusehends rasche Fortschritte; er zeigte sich anhänglich, pünktlich, thätig und arbeitete fast mit gröfserer Umsicht als die älteren Schüler. So giengs bis in den Sommer 1860. Da zeigte der Knabe mit einemmale starke Spuren wiederkehrenden Eigensinnes, nahm Verweise trotzig hin und wurde verschlossen und kälter. Als er sich im October einmal wieder unartig betrug und Bachmann ihm ruhig und ernst angekündigt hatte, er werde am Abend mit ihm sprechen, war er verschwunden.

Am 21. Juli folgenden Jahres gieng der Secretär des engern Comités der Rettungsanstalt mit einem Freunde in einem Wirtschaftshofe am See zwischen Luzern und Horw, um Stengel zum Einspinnen der Seidenraupen zu holen. In dem jungen Knecht, der die Stengel brachte, erkannte der Secretär den entlaufenen Zögling und nannte ihn verwundert beim Namen. Dieser aber stellte sich beharrlich fremd, behauptete fest, dass die Herren irrten, gab sich für einen anderen aus einer entfernteren Gegend, und war durch die eindringlichste und freundlichste Zusprache nicht zum Geständnisse zu bewegen. Die Herren begaben sich nun zu dem Besitzer des Hauses, wo der Knabe als Knecht diente, und erfuhren, dass dieser seit Weihnacht im Hause sei, und zwar unter dem Namen, den er sich beilege, dass er mit ihm wohl

zufrieden sei und ihn noch länger zu behalten wünsche. Mittlerweile war der Knabe in die Scheune geschlüpft, und als man ihn dort holen wollte, nicht mehr zu finden. Am folgenden Morgen erblickten einige Engländer, die am See spazieren fuhren, hart am Ufer die Leiche eines Knaben, es war der unglückliche Zögling vom Sonnenberg. Der gerichtlicheAugenschein stellte als gröfste Warscheinlichkeit heraus, dass der Knabe, als er sich entdeckt sah, aus der Scheune in das Wäldchen am See geflüchtet und daselbst entweder beim Suchen nach einem Versteck oder nachts beim Umherirren oder im Schlafe über die fünfzehn Fufs hohe Felswand in den See gestürzt sei. „Wir beerdigten ihn“, schreibt Bachmann, „Tags darauf in Horw und nahmen mit den Zöglingen am Begräbnisse theil. Ich mag es nicht beschreiben, welchen Kummer und welche bangen Nächte dieser unglückliche Vorfall mir verursacht. Einen ähnlichen Eindruck machte er auf die Kinder. Das ist wol der härteste Schlag, der uns treffen konnte.“

Ich male Ihnen diese Schatten, weil sie zum Bilde gehören, das ich entwerfen wollte. Wer die Bedingungen der Verwarlosung kennt und den Widerstreit tief wurzelnder Neigungen gegen eine bestimmte Zucht je beobachtet hat, dem werden solche Fälle nicht unerklärlich und er wird am wenigsten geneigt sein, sie der Leitung zur Schuld zu rechnen.

So wie die Seelenkräfte an sich in ihrer Entwicklung mehr oder weniger intensiv sind, so

wirkt auch die Verwarlosung mehr oder weniger intensiv auf den einzelnen, und ist die Besserung, wiewol sie bei allen gleichmäfsig angestrebt wird, an leichtere oder schwerere Kämpfe gebunden, die man nicht unpassend mit den Krisen in der Krankheit vergleichen kann. Bei dem einen wirkt schon der Uebergang von der Unordnung zur Ordnung in der Lebensweise; die warme Theilnahme, die er früher nie genossen, der freundliche Ernst, den er nie gefühlt hat, legen seinen wuchernden Trieben unmerkbar Fesseln an; sie verkommen allgemach aus Mangel an Nahrung und er geht zwar langsam aber stetig der Besserung entgegen. Der andere wird gleich vorweg von der neuen Ordnung abgestofsen; er sieht in ihr nur den Zwang, den man ihm anlegt, die Beschränkung, mit der man ihn bedroht. Die Theilnahme lässt ihn unberührt oder empört ihn, da er sie als planmäfsiges Spiel gegen sich betrachtet. Mit gesteigerter Wut bricht die böse Natur hervor, und die Anfälle erneuern sich heftiger nach kurzen, weniger heftig nach längeren Zwischenräumen, bis auch ihn endlich das neue bessere Leben mit siegender Gewalt fasst, wobei freilich die Uebung im sich selbst bezähmen und die Freude daran einen guten Theil hat. Aber der Sieg ist noch nicht sicher. Das unterdrückte Böse regt sich, sobald die Kraft nachlässt, die es niederdrückt. Es wird mächtiger, sobald das Gute neue Entsagungen fordert und der Wille noch nicht die Kraft hat, sie zu tragen. Das ist eine schwere Krisis. Mancher unterliegt ihr trotz der sorgfältigsten

Pflege; andere und weitaus die mehrsten aber werden an der Hand des Erziehers, der den inneren Process wohl durchschaut, glücklich hindurch geleitet. Immerhin können solche Erscheinungen auch später wiederkehren und auch lebensgefährlich werden. Gewonnen ist die Schlacht nie völlig, oder erst, wenn der Knabe oder Jüngling ein ganzer Mann geworden ist.

Ich spreche damit Erfahrungen aus, die nicht nur auf dem Sonnenberg, sondern auch in anderen Rettungshäusern gemacht wurden. Sie zeugen für die Schwierigkeit der Aufgabe und das hohe Verdienst jener Männer, die sich ihr hingeben. Sie sprechen aber auch mit eindringlicher Beredtsamkeit für den Wert der Sache selbst.

Für Sie, verehrte Freundin, bedarf dies keiner Erläuterung. Sie haben die Natur des Elends, das aus Verwarlosung entspringt, früh mit richtigem Blicke erkannt und anstatt von christlicher Liebe zu sprechen, diese Liebe geübt mit aller Freudigkeit, deren sie bedarf, um zu wirken, mit allen Mitteln, die Ihr bescheidener Kreis Ihnen zugänglich machte. Sie sahen Erfolge Ihres Werkes und manche Freudenthräne von Geretteten, die dem werkthätigen christlichen Leben an Ihrer Hand zugeführt wurden, und die ohne Sie verkommen wären. Sie kennen den Segen der Arbeit, wenn man sie nicht blos übt, sondern durch sie und für sie erzieht; wenn man die wunderbaren Elemente zur Entwicklung von Zucht und Sitte, Religion und Tugend zu verwerten weifs, die in der Arbeit liegen.

Darum habe ich mein Bild von Sonnenberg an Ihre Adresse gerichtet.

Oben wurde berührt, dass zur Zeit der ersten Begeisterung für Armenschulen nach Fellenbergs Idee Oesterreich mit seinem Gefühle nicht zurückstand. Ueber diese Thatsache liegt jetzt Actenstaub von nahezu fünfzig Jahren; aber sie ist interessant genug, um notiert zu werden.

Es war im Jahre 1816, als die k. k. Landwirtschaftsgesellschaft in Wien durch einen ihrer Ausschussräte nähere Kenntnis von dem Ackerbaubetriebe auf Fellenbergs Gute Hofwyl erhielt, und derselbe Ausschussrat, Anton Freiherr von Bartenstein, erstattete in der Versammlung vom 29. Mai desselben Jahres einen umfassenden Bericht über das Wesen und Bestehen der Hofwyler Armenschule und die Möglichkeit, ähnliche Schulen in Oesterreich zu gründen.*)

Von der Macht des Eindrucks, den diese Darstellung hervorbrachte, spricht am deutlichsten der unmittelbar darauf folgende Beschluss der Versammlung, der für jene Zeit und die damals herrschenden Principien, und wenn man die Wirkung der Anträge auf den österreichischen Schulorganismus in Betracht zieht, manchem geradezu als ein Attentat auf die bestehende Ordnung gelten mag.

---

*) Verhandlungen der k. k. Landwirtschaftsgesellschaft in Wien. 1. Bd. 2. Heft. 1818.

Die Versammlung beschloss nämlich, die Ansichten des Ausschusses über diesen Gegenstand der hohen Landesregierung mit der Bitte vorzulegen, solche fürsprechend im Wege der k. k. Studienhofcommission an Seine Majestät den Kaiser gelangen zu lassen, damit allerhöchst derselbe zur Errichtung solcher Armenschulen die landesherrliche Genehmigung ertheile.

Zugleich erbot sich der Ausschuss der Landwirtschaftsgesellschaft, „die mitgetheilten Vorschläge, wie sie dermal nur in allgemeinen Umrissen gezeichnet seien, wenn sie der allerhöchsten Aufmerksamkeit wert befunden würden, näher zu entwickeln und sich sowol über den Plan selbst als über die Mittel und Bedingungen zur Ausführung umständlicher auszusprechen“.

„Da ferner“, heifst es in der betreffenden Verhandlung, „schon jetzt in den Herzen mehrerer patriotischer Gutsbesitzer der Wunsch schlägt, Arbeitsschulen nach dem Muster der Fellenberg-schen zum Behufe des Ackerbaues zu errichten, so hat sich der Ausschuss auf den Fall, dass seine Vorschläge genehmigt werden, im Namen der Gesellschaft von Seiner Majestät die vorläufige Erlaubnis erbeten, für diejenigen Gutsbesitzer, welche entweder einzeln oder zur Erleichterung der anfänglich gröfseren Kosten in Verbindung mit anderen solche Anstalten zu errichten wünschen, die allerhöchste landesherrliche Bestätigung jedesmal ansuchen zu dürfen.“

Das geschah von der Landwirtschaftsgesellschaft in Wien im Jahre 1816.

Hören wir nun, wie diesem rückhaltlosen Ergusse patriotischen Eifers gegenüber sich die Behörden verhielten und wie namentlich der Wille des Kaisers Franz I. sich kundgab, dessen Regierungsmaximen von gewisser Seite oft genug mit den Stabilitätsprincip identificiert worden sind.

Mit Präsidialschreiben der Landesregierung vom 10. April 1817 an den niederösterreichischen Landmarschall und Präses der k. k. Landwirtschaftsgesellschaft, Grafen Joseph Carl von Dietrichstein, erfolgte die allerhöchste Entschliefsung über die genannten Anträge. Dieses Schreiben lautet:

„Hochgeborner Graf!“

„Ueber die schätzbare Note vom 7., empfangen 28. November vorigen Jahres, Z. 150, hinsichtlich der Anträge der k. k. Landwirtschaftsgesellschaft in Wien wegen Anlegung von Armenschulen nach dem Muster der Fellenberg'schen zu Hofwyl hat die Regierung nicht gesäumt, diese wahrhaft patriotischen Anträge der k. k. Landwirtschaftsgesellschaft durch die hohe Studienhofcommission Seiner Majestät zur Kenntnis zu bringen, als einen schönen Beweis des einsichtsvollen Eifers, mit welchem jener achtungswerte Verein seinem ehrwürdigen Berufe zu entsprechen unablässig trachtet. Die Regierung hat nicht ermangelt, diese Anträge der höchsten Genehmigung mit jener Theilnahme und Wärme ehrfurchtsvoll zu empfelen, welche das wichtige, umfassende Interesse des Gegenstandes vorzüglich verdient.“

„Ich rechne es mir daher auch zu desto gröfserem Vergnügen, Euer Excellenz jetzt das der Landesstelle hierüber mit Studienhofcommissionsdecret vom 28. Februar, empfangen 28. März dieses Jahres, zugekommene Resultat zur weiteren gefälligen Verständigung der Landwirtschaftsgesellschaft mitzutheilen.“

„Seine Majestät erkennen nämlich mit Zufriedenheit die Absicht der hiesigen Landwirtschaftsgesellschaft, dass Armenschulen errichtet werden, in welchen sehr arme, verwaiste oder von ihren selbst notleidenden Eltern fast ganz verlassene Bauernkinder eine solche Nahrung des Körpers und des Geistes finden, bei welcher man sie zu guten Christen, zu brauchbaren Dienstboten und Arbeitern, zu fleifsigen, eines redlichen Erwerbes wohl fähigen, zufriedenen Menschen heranzieht.“

„Auch erlauben Seine Majestät, Privatunterrichtsanstalten, in denen arme Bauernkinder vorzüglich für die Landwirtschaftszweige ohne Beirrung des Unterrichts in den Volksschulen gebildet werden sollen, zu errichten. Es ist aber für die Errichtung einer jeden solchen Anstalt, wie auch für die specielle Einrichtung derselben um die höchste Genehmigung anzusuchen, es wäre denn, dass alle Anstalten dieser Art nach einem allgemeinen Plan gleichförmig organisiert werden sollen, und in diesem Falle ist der allgemeine Plan Seiner Majestät zur Genehmigung vorzulegen.“

„Da nun der Regierung zugleich bedeutet wurde, dass der Plan für die angetragenen Armen-

schulen vor Drucklegung und Ausführung vollständig ausgearbeitet der Würdigung der hohen Studienhofcommission zu unterziehen sei, so erübrigt mir nur noch das freundschaftliche Ersuchen, dass es Euer Excellenz gefällig sein wolle, mir gedachten Plan seinerzeit zukommen zu lassen, damit ihn sohin die Landesstelle in Gemäfsheit des ihr ertheilten Auftrages gutachtlich höheren Orts einbegleite."

„Ich habe die Ehre mit ausgezeichneter Hochachtung zu sein

Euer Excellenz gehorsamster Diener
Augustin Reichmann Freiherr von Hochkirchen."

Indem der Ausschuss diesen Regierungserlass der Gesellschaft zur Kenntnis brachte, erklärte er sich zugleich zu der angelegentlichen Verpflichtung, dem Wunsche der hohen Staatsverwaltung wegen vollständiger Bearbeitung seines Planes ehemöglichst zu entsprechen.

Seit der Thatsache, die ich hier documentiert habe, sind, wie gesagt, nahezu fünfzig Jahre vergangen, wechselvolle, ereignisreiche Jahre. Sie haben, mein ich, mitunter die dem Gemeinwesen durch Verwarlosung drohende Gefahr recht deutlich vor Augen gelegt; und sie haben jedenfalls erwiesen, dass das sociale Uebel, welchem die genannten Anstalten steuern sollen, im wachsen begriffen sei. Die Armenlast ist seither weit gröfser, die Zuchthäuser und Gefängnisse sind

viel zu klein geworden. Der Familie ist der Friede, der Jugend die Führung abhanden gekommen und das Verbrechen hat sich von den „Gereiften“ auf die Kinder geworfen. Der Menschen aber ohne äufsere und innere Habe, die „ihre Sach' auf nichts gestellt“ und, des Augenblickes harrend, wo der Angriff geschehen kann, nach dem Besitze der Habenden zielen, gibt es eine weitaus gröfsere Zal, als unsere Statistiker zälen, und eine weitaus schlagfertigere Schar, als unsere Ordnungsmänner ahnen können. Die Not der Zeit wächst, und die Mittel gegen die Not der Zeit wollen vorbedacht sein, wenn sie wirken sollen!

Ob seinerzeit der Ausschuss der Wiener Landwirtschaftsgesellschaft den „vollständigen Plan zur Errichtung von Armenschulen nach Fellenbergs Idee“ den Behörden vorgelegt habe; wie dieser Plan aufgenommen oder modificiert worden sei und welche Umstände endlich der Angelegenheit trotz der behördlichen Begünstigung und des kaiserlichen Wortes ans warme Leben giengen, bis sie der stille Friedhof der Registratur aufnahm — über alles das weifs ich nichts zu berichten.

Nur das eine ist gewiss: bis auf den heutigen Tag besitzt Oesterreich keine Armenschule nach Fellenbergs Idee.





Die Pflege des Geistes im ersten Kindesalter.

(1877.)

Briefe an eine junge Mutter.

1.

Mit Recht legen Sie, hochgeehrte Frau, auf das Verhalten der Mutter Gewicht, wo es sich um die geistige Entwicklung des Kindes in der ersten Lebenszeit handelt. Die erste Lebenszeit ist hier bestimmend für die übrige, mehr, als man vielleicht meint. Aber indem Sie darüber Ratschläge wünschen, setzen Sie mich vor eine bedenkliche Alternative. Der Gegenstand ist so viel umfassend, dass er ohne Eingehen in die menschliche Organisation nicht erledigt werden kann. Ich müsste ein ganzes Buch schreiben, und dann sind Sie in Gefahr, durch die gründlichen Erörterungen, deren sich ein gewissenhafter Buchschreiber nicht erwehren kann, den richtigen Gesichtspunkt für Ihr Verhalten zu verlieren; oder ich muss auf Ihre gläubige Seele

zälen, die meinen guten Rat als Ausdruck des besten Willens und als eine Richtschnur aufnimmt, der vor allem nachgegangen werden muss, und die erst, wenn der vorgeschlagene Weg sich als Irrweg erwiese, der Kritik verfallen darf.

Nur so ist, scheint mir, uns beiden genützt: mir, dass ich in meiner Darlegung kurz sein kann, Ihnen, dass Sie das Rüstzeug zu dem schönsten und wichtigsten Theile Ihrer Lebensaufgabe aus der Natur der Sache holen, die zum Verständnis nichts weiter in Anspruch nimmt, als den offenen Blick für das Nächstliegende. Dieser aber ist jeder Frau, Ihnen in hohem Grade eigen.

Vor allem bitte ich Sie, von der Meinung abzusehen, als besäfse Ihr Kind — es ist jetzt zwanzig Tage alt — schon einen Geist.

Der menschliche Geist ist etwas fertiges, Ihr Kind etwas angefangenes. Was wir Geist nennen, ist ein aus Millionen Einflüssen und Einwirkungen Hervorgegangenes und in seinen Aeufserungen stätig Gewordenes, das im Denken, Fühlen und Wollen jedes einzelnen sich besonders ausprägt. Ihr Kind besitzt dazu nichts weiter als die Mittel, und diese von so unscheinbarer und gebrechlicher Wesenheit, dass nur die bedächtigste Sorgfalt sich ihrer zum guten Zwecke versichern kann. An Hilflosigkeit in seinen Lebensanfängen steht der Mensch tief unter dem Thiere; die Mutter aber, die an der Pforte seines Lebens wacht, bedarf einer mehr als menschlichen Hingebung, um diesem Leben nach jeder Richtung die Wege frei zu halten. Niemand verkennt, dass

die ersten [illegible] bei [illegible] [illegible] [illegible] das Wasser [illegible] zum [illegible] [illegible] W[illegible] werden.

2.

Die Luft, die das Kind athmet, das Licht, das sein Erdenleben erhellt, die Milch, mit welcher es genährt, das Wasser, womit es gereinigt wird — alles das erscheint Ihnen ganz richtig als Mittel zu des Kindes Bestand und ebenso als Mittel zur Förderung seines Wohlseins. Die Ueberlieferung wie Ihr eigenes Vorgefühl sagt Ihnen, wie diese Mittel *nicht* beschaffen sein dürfen, um ihren Zweck zu erfüllen; und aus der Beobachtung des Zustandes, in welchem Ihr pflegebedürftiger Liebling ist, wird Ihnen auch ohne weitere Belehrung klar, dass diese Mittel zur Fortentwicklung in einer gewissen, sorgfältig bedachten Steigerung zum Gebrauch kommen. Dem Mittel in der *mildesten* Form werden nur allmählich und mit der genauesten Rücksicht auf das Verhalten des Kindes Mittel in *stärkerer* Form folgen. Das Kind wird nach und nach an kühlere Luft und kühleres Wasser, an stärkere Kost und helleres Licht *gewöhnt*.

Das ist erprobter Erfahrungssatz und entspricht Ihrem eigenen Gefühle. Er gilt nicht nur für die leibliche Entwicklung des Kindes, sondern auch für die geistige, so wie für jede Entwicklung überhaupt.

Aber das oben ausgesprochene *Gewöhnen* wäre nicht möglich, wenn nicht der Organismus

des Kindes fähig und durch die fortgesetzte Einwirkung der milderen Formen von Luft, Licht, Kost und Wasser in den Stand gesetzt wäre, deren stärkere Formen zu tragen.

Sie sehen, ich streife das ärztliche Gebiet und ich werde es noch weiter thun, weil die Entwicklung des geistigen Lebens im Kinde mit der Entwicklung des leiblichen in engster Beziehung steht und weil ich Ihnen recht nahe legen möchte, dass für Ihr Verhalten in beiden Richtungen der Arzt von Beruf der beste Ratgeber sei.

Man hat die Mutterliebe blind genannt. Es gibt aber auch Dinge, in denen sie zu scharf sieht, namentlich in der Entdeckung geistiger Anlagen bei ihrem Kinde. Sie hat auch ein gewisses Anrecht zu dieser Scharfsichtigkeit, da ihr Blick für ihren Liebling heller ist, als für alles übrige und in den dahingleitenden Stunden an ihm haftet mit seliger Hoffnung. Ich könnte es nicht einmal dem Vater verdenken, wenn er trotz des geringern Beobachtens an diesen Entdeckungen theilnimmt und die entdeckten geistigen Anlagen des neuen Weltbürgers mit wohlthuender Befriedigung constatiert.

Kaum sind zehn Tage seines Lebens verflossen, so hat das Kind seine Mutter schon mit einem besonderen Blick des Verständnisses angeblickt und darauf gelächelt. In wieder zehn Tagen hat es schon auf einen bestimmten Ruf gehört und sich damit beruhigt, oder einen gewissen Ton vom andern unterschieden, eine gewisse Bewegung

als die ihm zusagende entgegengenommen, eine andere durch Schreien zurückgewiesen und so weiter fort.

Dass alle diese Entdeckungen in der genannten Zeit nichts weiter sind, als Spiele der elterlichen Phantasie, drängt mich die Notwendigkeit zu sagen; eine liebliche Täuschung unter allen Umständen, eine harmlose aber nur so weit, als sie nicht zu einer nachtheiligen Einwirkung auf das Kind verleiten.

Dass eine Mutter sorglich nach Aeufserungen des geistigen Lebens bei ihrem Kinde forscht, ist natürlich. Aber um bei einer Entdeckung sicher zu gehen, wird sie die liebende Befangenheit bei Seite schieben und sich fragen müssen, ob das, was sie zu sehen meint, auf der Entwicklungsstufe des Kindes möglich, ob es natürlich sei. Die stille Beobachtung, ohne das Geheimnis laut werden zu lassen, gewährt ja auch ein Vergnügen und hält fremde Versuche ab, das Kind durch Hervorlockung des entdeckten Geistesfunkens empfindlich zu reizen.

3.

In den Mitteln, die dem Kinde zur Entwicklung seines künftigen Geistes eigen sind, liegt viel unbegreifliches, nicht nur für den mittleren Menschenverstand, sondern auch für den besterleuchteten. Aber wenn wir dabei auch nur das Begreifliche festhalten, würdigen und für die

Zwecke der Erziehung nutzbar machen, so haben wir für das Leben des Geistes mehr gethan, als durch manchen Aufputz in späteren Jahren.

Schon im Schofse der Mutter hat das Kind gelebt. Aber sobald es ihn verliefs, begann für dasselbe ein neues, von dem frühern sehr verschiedenes Leben.

All die Gebilde seines Wesens, die im Mutterschofs für das Erdenleben vorgebildet wurden, beginnen thätig zu sein, gereizt und getrieben durch die Aufsenwelt, der das Kind nunmehr anheim gegeben ist. Hätte der Mensch ein Gedächtnis für das, was er nach seiner Geburt empfand, er wäre stärker im Kampfe des Lebens, an dessen Schwelle er einst schwer, aber zum Siege gekämpft hat. Um so wichtiger, dass die Mutter es begreife und ihn daran erinnere.

Mit unwiderstehlicher Gewalt erfasst ihn vor allem die Luft, sobald er in die Welt tritt, umhüllet ihn, drückt ihn, reizt ihn und dringt zu gleicher Zeit, die Zellen und Gefäfse erweiternd, in die Lungen ein, von denen sie mit dem vollen Aufgebot der erregten schwachen Kraft wieder ausgestofsen wird. Ein Schrei bezeichnet den ersten Athemzug, das beginnende Leben.

In dem Augenblick, wo das Athmen begann, hat der Kreislauf des Blutes seinen Weg durch die Lungen gefunden; vordem war er durch eine besondere Ader aus der rechten Herzkammer in die grofse Pulsader geleitet worden.

Die Haut, früher von weichem, gleichwarmen Wasser umgeben, wird durch die kühlere

Umhüllung der Luft zum Ausdunsten gedrängt, das fortan ihr Beruf sein soll.

Die Verdauungsorgane beginnen sich der neuen Nahrung anzupassen, und diese muss flüssig sein, da der schwache dünne Magen und Darmcanal noch keinen für feste Nahrung geeigneten Verdauungssaft absondern — sie muss gesaugt werden, da dem Munde noch Speichel und Zähne mangeln.

Wie steht es nun in dem Menschengebilde, das sich zum Erdenleben rüstet, mit dem Apparate der Seele, der auch schon da ist und mit Beginn des Erdenlebens gleichfalls in seine Functionen eintritt? — mit jenem Apparat, dessen Theile und Theilchen, wunderbar in Bewegung gesetzt, und gleich wunderbar in einander greifend, jene gröfsten Wunder im Menschen bewirken, die wir Verstand, Phantasie, Gemüt, Gesinnung, Charakter, überhaupt das geistige Leben nennen?

Der Apparat, wie gesagt, ist da. Das Hirn mit seinen rätselhaften Sonderungen, an welche die Geistesarbeit vertheilt werden soll, die Nervenzellen im Hirn, an denen die Geistesblitze festgehalten, die zallos verlaufenden Nervenfasern, durch welche sie in alle Theile des Körpers geleitet werden sollen.

Nicht ohne Geschick hat man die Thätigkeit unseres Seelenorganes mit dem durch Elektricität und Magnetismus wirkenden Telegraphen verglichen. Denken Sie sich das Centralbureau desselben in der Hauptstadt, von diesem aus bis in die Endpunkte des Landes nach allen Seiten hin

Leitungsdrähte gezogen und von den Stationen unterwegs wieder Zweigdrähte zur Verbindung untereinander, so dass eine Nachricht aus der Hauptstadt mit Blitzesschnelle nicht nur an die entferntesten Punkte und von dorther die Bestätigung des Empfanges zurück gelangt, sondern dass auch jeder Punkt im äufsersten Umkreise seine Ereignisse und Begegnungen jeden Augenblick der Hauptstadt melden kann — und Sie haben, wenn auch nicht das treueste, doch ein lebhaftes Bild von der Thätigkeit unseres Seelenapparates oder des Nervensystems, wobei Sie sich blos einzureden haben, dass die Hauptmasse des Hirns hier als Centralbureau des Telegraphenamtes zu denken sei, während das Rückenmark und die Ganglien (Nervenknoten) die Nebenbureaux, die Nervenfasern die Drähte und die einzelnen und kleinsten Gliedtheile des Leibes jene Punkte darstellen, welche Nachricht vom Hirn erhalten und ihr Befinden dem Hirn anzeigen.

4.

Sie betrachten es als natürlich, dass das Kind den gröfsten Theil der Zeit, wo es nicht der Nahrung obliegt oder der Pflege und Reinigung des Körpers unterzogen werden muss, im Schlafe zubringt und beobachten dabei, wie die Pausen zwischen Schlaf und Wachen unter übrigens gleichen Umständen in dem Mafse zunehmen, als der Tage, die das Kind lebt, mehr werden.

[illegible] diese Kraft ist, desto leichter und schneller wird sie ermüden, und je mehr sie sich entwickelt hat, desto länger wird sie der Ermüdung widerstehen.

Wenn Sie nun all das Neue und Ungewohnte, das auf Ihr Kind einwirkt, zusammenfassen, und dabei in Betracht ziehen, dass der bedeutendste Theil dieser Einwirkung jenen wunderbaren Hirn- und Nervenapparat trifft, um das Geistesleben in Bewegung zu setzen, so wird Ihnen die häufige Ermüdung klar sein, der das Kind in den ersten Tagen seines Daseins anheimfällt, und Sie werden den Tact des Muttergefühles würdigen, wenn es jede Störung des kostbaren Schlafes hintanhält, jede Einwirkung auf das Kind, welche dessen Ermüdung beschleunigen könnte, entschieden abwehrt.

Zur Begründung des Gesagten versetzen wir uns, wenigstens annähernd, in das Getriebe jener unser vollstes Interesse ansprechenden und nichts weniger als einfachen Arbeit, die in den ersten Tagen sich im Wesen des Kindes vollzieht. Betrachten wir ohne vorgefasste Meinung die Erscheinungen am Kinde, die im Verlauf der Tage,

Wochen, Monate warnehmbar sind und zwar warnehmbar als unzweifelhafte Merkzeichen des Fortganges und Erfolges dieser Arbeit.

Von all den lieblichen Eigenschaften, die das Kind in den spätern Jahren zieren und deren sich die Mutter wie jeder Fühlende so innig freut, findet sich in den ersten Tagen des Lebens auch nicht die geringste Spur. Aufser dem Leibe mit seinen Organen entdeckt auch der schärfste Blick nichts weiter am Kinde als die Fähigkeit, die Aufsenwelt auf sich wirken zu lassen.

Diese Fähigkeit ist auch wirklich da. Sie ist dem Menschen angeboren wie dem Thiere, nur mit dem wesentlichen Unterschiede, dass sie den Menschen in ihrer Entwicklung auf eine Stufe des geistigen Lebens bringt, die das Thier nicht erreichen kann.

Indem nun die genannte Fähigkeit zur That wird, indem die Aufsenwelt in der That auf das Kind wirkt in ununterbrochener Folge, mit zunehmender Kräftigung und dem Aufgebot aller dazu geeigneten Mittel, gestalten sich im Wesen des Kindes allmählich jene Gebilde, die wir als Eigenschaften und Zustände der Seele bezeichnen und aus denen das geistige Leben fliefst.

Die Fähigkeit, die Aufsenwelt auf sich wirken zu' lassen, ist aber nichts als die Empfänglichkeit jeden Reiz von aufsen aufzunehmen.

Allein schon bei dieser angebornen Empfänglichkeit für jeden Reiz von aufsen macht sich ein Unterschied merkbar, der auf die Entwicklung

des Geisteslebens theils allgemein, theils in einzelnen Richtungen Einfluss übt.

Die Empfänglichkeit für den äufseren Reiz kann bei einem Kinde schwächer, bei dem andern stärker sein und derselbe Reiz würde, um auf beide gleich zu wirken, das eine Kind stärker, das andere schwächer treffen müssen.

Die Empfänglichkeit kann aber auch bei einem Kinde lebhafter, kräftiger, als bei dem andern sein, und derselbe Reiz wird bei dem einen schneller und leichter, bei dem andern langsamer und schwerer wirken.

Diese Unterschiede in der Reizempfänglichkeit sind ebenfalls angeboren; sie kommen nicht auf Rechnung eines krankhaften Zustandes, sondern liegen im Organismus. Sie sind Warzeichen des Individuums und weisen mehr oder weniger deutlich auf die Natur der Eltern oder Voreltern zurück. Sie machen sich durch den ganzen Verlauf der geistlichen Entwicklung geltend und bedingen zumeist den Unterschied, der sich später in dem, was wir Temperament nennen, herausstellt, in dem Ausdrucke des Denkens, Fühlens und Wollens beim Menschen.

In jenem wunderbaren Bau unseres Seelenapparates (dem Hirn mit den Nervenzellen und Nervenfasern) mögen Sie es als begründet suchen, dass jeder Reiz, der von aufsen kommt, im Innern des Organismus ihm zusagende Gebilde findet, die ihn empfangen, weiter fortleiten und von dem Eindruck, den er bewirkt hat, eine Spur festhalten, stärker

oder schwächer, je nachdem der Reiz selbst stärker oder schwächer oder die Empfänglichkeit für den Reiz lebhafter oder matter war.

Indem der erste Reiz einer gewissen Art, der auf das Kind wirkte, eine Spur zurückliefs, und bei dem zweiten wie bei jedem folgenden Reize derselben Art das Gleiche geschah, so sammeln sich die Spuren der Eindrücke, die der gleichartige Reiz geübt, in der Seele des Kindes, einander stärkend, allmählich bis zu jenem Mafse von Kraft, welches im Stande ist, eine Empfindung zu erzeugen, und diese Empfindung wird durch eine weitere Reihe von Entwicklungen, bei denen wieder angesammelte Spuren von Eindrücken mitwirken, die der äufsere Reiz zurückliefs, zur sinnlichen Warnehmung gesteigert. Das ursprünglich Unbewuste ist durch die Wirkung unendlich vieler, an sich unscheinbarer Vorgänge, bei denen der Leib des Kindes den Vermittler bildet, schliefslich ein Bewustes geworden.

Sobald Sie bemerken, dass das unstäte, ziellos schweifende Auge des Kindes mit einer gewissen Dauer und Ruhe auf Ihnen haftet, so sind schon hundert und hundert Wirkungen des Reizes, den das Licht geübt, von demselben aufgenommen und die Spuren, die sich davon in der Seele angesammelt und durch ihre zusammenwirkende Kraft gestärkt haben, sind eben im Zuge, die Empfindung des Lichtbildes zu erzeugen, das ihm der beleuchtete Gegenstand — das sind Sie — auf die Netzhaut des Auges wirft.

Wenn Sie dann — nach einiger Zeit — wieder bemerken, dass der Blick des Kindes nicht nur dauernd auf Ihnen ruht, sondern auch von einem lebhafteren Spiel der Muskeln begleitet ist, das Sie immerhin Lächeln nennen mögen, dann hat die Empfindung wieder in Folge von ungezälten Einwirkungen des Lichtreizes und wieder durch die Kraft der angesammelten Spuren den Weg von der ursprünglichen Dunkelheit bis zu jener Klarheit durchgemacht, deren das Kind bedarf, um einen Gegenstand warzunehmen.

Ein Gleiches erfolgt in anderer Weise durch die Wirkungen des Reizes, den die vom Schall bewegte Luft auf das Kind übt, wobei die Natur vorgesorgt hat, dass ein Reiz den andern in der Wirkung nicht störe; denn alle Reize gleicher Art, mithin alle Lichtreize wie alle Schallreize gelangen auf abgesonderten Wegen zur Seele.

Der Ton Ihrer Stimme trifft zum erstenmal des Kindes Ohr und wird durch die für seine Aufnahme bestimmte Vorrichtung — das ist eben das Ohr mit seinen Werkzeugen — zum Gehörnerven und durch diesen zum Hirn geleitet. Der Eindruck ist begreiflich ein schwacher, da der ganze Organismus beim Kinde schwach ist, und die Spur von dem Eindrucke, die in der Seele festgehalten wird, ist eine verschwindend matte.

Hat aber der Ton der Mutterstimme zum hundertsten oder tausendsten Male des Kindes Ohr getroffen, dann sind die in der Seele angesammelten Spuren seines Eindrucks schon so kräftig geworden, dass er lebendig wird. Das

Kind nimmt den Ton war, das heifst, es hört ihn, und es hört ihn fortan mit steigender Klarheit bis zur Deutlichkeit, die es im weiteren Verlaufe der Entwicklung möglich macht, denselben von anderen Tönen zu unterscheiden.

Sehen und hören sind diejenigen Erscheinungen am Kinde, die neben der leiblichen Pflege das allerregste Interesse der Mutter für sich haben. Sie verdienen es auch, denn sie tragen ihr geistiges Gepräge zur Schau, und sprechen damit erfrischend zum Herzen der Mutter; sie erleichtern aber auch die Sorge um das Kind, dessen Bedürfnisse, wenn es hört und sieht, der Mutter verständlicher zu sein scheinen. An den Blick, der erwidert, an den Ton der Stimme, der verstanden wird, heften sich die ersten zarten Fäden jenes Bandes der Liebe, das den Pflegling an die Mutter bindet, während die Mutter längst schon an ihn gebunden ist.

Damit soll aber nicht gesagt sein, dass die Erscheinungen des Sehens und Hörens für die geistige Entwicklung wichtiger wären, als jene, die sich an die Entwicklung der anderen Sinne knüpfen. Allein die anderen Sinne — das Schmecken, Riechen, Tasten — sind durch die Vorsorge, die das Kind in den ersten Tagen überhaupt geniefst, in ihrer stetigen Uebung mehr geschützt, erhalten durch die Lautäufserungen des Kindes einen Regulator für ihre Entwicklung und verlocken nicht, wie das Sehen und Hören, so leicht zu wohlgemeinten, aber nicht wohlberatenen Eingriffen in ihre Entwicklung.

Mit Beginn des Lebens beginnen alle Sinne ihre Thätigkeit, und sobald einer eine gewisse Stufe der Entwicklung erreicht hat, so stellt sich ihm — auch über das Kindesalter hinaus — der andere als Theilnehmer an einer weiteren Entwicklung und als Hilfsarbeiter dabei zu Gebote; er bekräftigt gewissermafsen und controliert durch sein Mitthun die Warnehmungen seines Genossen. Das sehende Kind betastet, was es nur erfassen kann, seine eigenen Gliedmafsen, den vorgehaltenen Gegenstand, so wie alles, was ihm mit den Händen erreichbar ist: es will die Gesichtswarnehmung sicher stellen, es will das Bild — denn mehr ist es nicht, was es sieht — in seiner körperlichen Ausdehnung, Begrenzung und Entfernung zum Bewustsein bringen. Das hörende Kind wendet sich häufig nach der Richtung hin, woher der Schall kommt, den es wargenommen. Es will sehen, was es gehört hat, um die flüchtige Erscheinung festzuhalten.

Es ist demnach nicht ohne Grund, dass man das Sehen und Hören im Gegensatze zum Tasten, Riechen und Schmecken, als die höheren, edleren Sinne des Menschen bezeichnet hat. Durch die Wirkungen ihrer Thätigkeit wird der Mensch recht sichtbar zum Menschen. Sie insbesondere öffnen ihm die Welt jener Anschauungen, die seinem Denken den höchsten Schwung, seinem Gefühle die edelste Richtung in Aussicht stellen.

Der Fortschritt in der Entwicklung der Sinnesthätigkeit beim Kinde lässt sich aus gewissen Merkzeichen abnehmen, die bei normaler Empfänglich-

keit für den äufseren Reiz mit einer gewissen Zeit zusammenstimmen.

Nach den ersten acht Tagen ziehen glänzende Gegenstände das Auge des Kindes an; im Verlauf des zweiten Monats bleibt es auf bestimmten und gewohnten Gegenständen haften; gegen Ende des Säuglingsalters werden Farben und Umrisse von Körpern unterschieden.

Im dritten bis vierten Monat vernimmt das Kind den Schall, bald darauf Laute, dann verschiedene Töne, endlich mit Hilfe der anderen Sinne bis gegen Ende des ersten Lebensjahres auch die Nähe oder Ferne des Schalles in seinem Unterschiede.

Im dritten bis vierten Monat beginnt das Tasten mit dem Anschein einer bewusten Handlung und im fünften Monat treten Geschmack und Geruch deutlich hervor.

5.

Die Nahrung des Leibes ist in gewisser Hinsicht auch Nahrung der Seele; insofern nämlich die Stoffe, die dem Leibe zugeführt werden und durch deren Verarbeitung dieser an Gewicht und Kraft zunimmt, zugleich den Organen der Seele die Fähigkeit waren, Eindrücke von aufsen mit stätiger und wachsender Kraft aufzunehmen, festzuhalten und, wie wir gesehen haben, geistig zu gestalten.

Zu wenig und zu viel Nahrung, unkräftige und überkräftige Nahrung, wirkt auf Leib und

Seele gleich schädlich, aber die Folgen dieser Wirkung für das Kind sind nicht gleich. Was eine Zeit lang durch schlechte Nahrung oder durch Ueberfütterung am Leibe gesündigt wurde, lässt sich durch Umkehr zum Vernünftigen und Beharren bei demselben unter übrigens günstigen Umständen wieder ausgleichen, indem man die Nahrung verbessert, die Ueberfütterung meidet. Ob aber die durch solche Nahrungssünden verschuldete Einbufse der Seele an Empfänglichkeit für äufsere Eindrücke und an Kraft sie festzuhalten, auch wieder ausgeglichen werden kann, ist eine zweifelhafte Frage, und wenn ja, gewifs nur durch eine besondere und vorsorgliche Pflege der Seelenorgane, der die Mutter allein nicht gewachsen ist.

Doch abgesehen von der leiblichen Nahrung, die ihr zu gute kommt, heischt die Seele des Kindes eine besondere Nahrung für sich, die nicht aus chemisch zersetzbaren Stoffen besteht.

Diese Nahrung sind eben die Elemente des Denkens, Fühlens und Wollens, jene Anfänge des Geisteslebens, die wir als sinnliche Eindrücke kennen gelernt haben, der Seele durch die Thätigkeit der Sinnesorgane zugeführt. Der Tastsinn, der Geruch, der Geschmack, das Gehör und das Gesicht, jedes einzelne dieser Organe, eines mit dem anderen und alle zusammen, führen der Seele die ihr zusagende Nahrung zu.

Auch diese Nahrung ist, wie die leibliche, an ein gewisses Mafs von Kraft und Zeit gebunden, wie es eben dem jeweiligen Entwicklungsstande

der Seele entspricht, und auch diese Nahrung will wie jene vom mütterlichen Scharfblick bedacht sein — vielleicht noch mehr als jene. Denn der Schaden, den wir der Seele des Kindes zufügen, liegt aufser unserer Berechnung, und die Nichtkenntnis, die ihn verschuldet, wird nicht, wie bei der leiblichen Nahrung früh genug durch ein greifbares Merkmal vor Wiederholung geschützt.

Wenn man voraussetzen könnte, dass die Mutter sich von dem Vorgang beim Beginn des Geisteslebens ein auch nur annähernd klares Bild macht — im vorstehenden habe ich es zu skizzieren versucht — und wenn man weiter voraussetzen könnte, dass sie bei den die Seelenthätigkeit im Kinde bezeichnenden Erscheinungen jede vorgefasste Meinung aus dem Spiele lässt, so wären die Winke für die Behandlung des Kindes leicht gegeben, wo es sich um die Pflege des Geistes in der ersten Lebenszeit handelt, das heifst, um die Pflege der ersten sinnlichen Empfindungen und Warnehmungen.

Der Reiz, der von aufsen nach innen wirken soll, bedarf einer gewissen Kräftigkeit. Der zu schwache Reiz hinterlässt eine zu schwache Spur, der zu starke, der Ueberreiz, verletzt das Organ, ja er kann unter gewissen Umständen geradezu die Empfänglichkeit für die Aufnahme des Reizes zerstören.

Der Reiz, der von aufsen nach innen wirken soll, bedarf einer gewissen Dauer. Zu flüchtig, wird er das Organ nicht erreichen; zu lang dauernd, wird er das Organ ermüden.

Aus diesen beiden Sätzen ergeben sich alle die Rücksichten, die man dem Kinde bei der Entwicklung seines Geisteslebens auf der untersten Stufe schuldet. Mehr oder minder sind sie jeder Mutter bekannt und geläufig. Dem Menschenfreunde bleibt nur der Wunsch, dass sie durchwegs auch vor Eingriffen der Eitelkeit und vor den Störungen geschützt wären, die ihnen die liebende Ungeduld bereitet.



Druck von Adolf Holzhausen in Wien.





